

Angela Kühner

Kollektive Traumata

Eine Bestandsaufnahme

Annahmen, Argumente, Konzepte

nach dem 11. September

Autorin:

Angela Kühner, Diplom-Psychologin, arbeitet in der Sozialpsychiatrie (Sozialpsychiatrischer Dienst Dachau, seit 2002 Frauentherapiezentrum München) sowie in der Aus- und Weiterbildung. Ihre Interessenschwerpunkte sind die Interdependenz von Trauma und Gesellschaft, Migration sowie Perspektiven macht- und kultursensibler psychosozialer Versorgung.

Kontakt:

angelakuehner@web.de

Berghof Report Nr. 9

Dezember 2002

© Berghof Forschungszentrum für konstruktive Konfliktbearbeitung

Bestelladresse:

Berghof Forschungszentrum für konstruktive Konfliktbearbeitung

Altensteinstraße 48a

D-14195 Berlin

ISSN 0949-6858

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
Danksagung.....	7
Einführung	5
Das psychologische Traumakonzept als gesellschaftsbezogener und interessengeleiteter Versuch, die Folgen von Gewalt zu beschreiben.....	10
„Kollektives Trauma“: Diskussion der Vor- und Nachteile eines begrifflichen Konstrukts.....	12
<i>Die Kritik am Konzept des Kollektiven Traumas • Chancen, die das Konzept „Kollektives Trauma“ bietet</i>	
Das Konstrukt ‚Kollektives Trauma‘ in der Literatur: Inflationärer Gebrauch, geringe Präzisierung und Vielfalt der Disziplinen	15
Schlussfolgerung und Aufbau des Reports.....	18
I. „WIE KANN MAN SICH EIN „KOLLEKTIVES TRAUMA“ VORSTELLEN?“ - ZUGÄNGE ÜBER INDIVIDUELLES TRAUMA UND KOLLEKTIVES GEDÄCHTNIS ...	20
1 Individuelles Trauma und Gesellschaft	20
1.1 Traumabegriff und Trauma-Kritik.....	20
1.2 Der Begriff des Trauma-Bewusstseins als Kompromiss.....	23
1.3 Grundlegende Phänomene	24
<i>Dialektik von Auseinandersetzung und Abwehr (Selbstschutz) • Sequentielle Traumatisierung nach Hans Keilson • Latenz • Nachträg- lichkeit • Stabilität - Erschütterung • Schuld • Re-Inszenierung und Wiederholungszwang • Ohnmacht/Macht/Selbst-Bemächtigung • Die Spuren des Täters im Opfer • Rache • Der Traumatisierte als anstren- gendes Gegenüber • Scham • Schweigen und Aussprechen • Testimony/ Witness • Die Bedeutung des Todes und der Toten</i>	
2 Transgenerationale Weitergabe als Brücke zwischen kollektivem und individuellem Trauma.....	45
2.1 Der Einfluss des Holocaust auf die Nachkommen der Opfer.....	45
2.2 Auswirkungen auf der Täterseite	47

2.3	Die Debatte zur „Täter-Opfer-Parallelisierung“ und Differenzierungsversuche	50
	<i>Ängste • Schweigen und Verschweigen</i>	
3	Interdependenzen zwischen individuellem Trauma und Gesellschaft.....	53
3.1	Der Traumatisierte als ambivalentes Symbol	53
3.2	Umgang mit der Schuld	55
3.3	Rehabilitation der Überlebenden - Gedenken an die Toten.....	56
4	Mögliche trauma-analoge Prozesse auf gesellschaftlicher Ebene	58
4.1	Dialektik von Auseinandersetzung und Abwehr (Latenz)	59
4.2	Stabilität und Erschütterung.....	61
4.3	Re-Inszenierung, Aggression und Rache	62
5	Kollektives Gedächtnis und kollektive Erinnerung	64
5.1	“Collective Remembering“ aus Sicht der experimentellen Psychologie	64
5.2	Kollektives Gedächtnis bei Maurice Halbwachs und in der Weiterentwicklung bei Assmann	66
5.3	Kollektives Gedächtnis, kollektive Identität und Genozidforschung	67
	<i>Zerstörung des „Davor“ • Wer repräsentiert die Erinnerung? Erinnern, um dazuzugehören</i>	
6	Kollektives Trauma: Konzeptionalisierungsversuche	71
6.1	Vamik Volkans Konzept des „gewählten“ Traumas.....	71
	<i>„Gewählte Traumata“ und „gewählte Ruhmesblätter“ - kollektive Bezugsereignisse und ihre möglichen Funktionen • Die Entstehung „gewählter Traumata“</i>	
6.2	Die “Negative Symbiose” von Deutschen und Juden nach Auschwitz (Dan Diner).....	76
	<i>Vorbemerkung: Was ist das Trauma für die Nachkommen der Täter? „Negative Symbiose“ bei Dan Diner • Die deutsche Seite: frei flottierende Schuld und Entlastungsstrategien • Die jüdische Seite: Horror Vacui • Auswirkungen auf das Verhältnis von (nichtjüdischen) Deutschen und Juden</i>	

II. WAS KANN MAN TUN? -

PERSPEKTIVEN KONSTRUKTIVER BEARBEITUNG KOLLEKTIVER TRAUMATA ... 83

- 1 Trauma-Arbeit im engeren Sinne: Von der psychosozialen zur gesellschaftlichen „Intervention“85**
 - 1.1 Das „Vietnam Trauma“ in den USA: Heilung durch “rap groups” und Protest?. 85
 - 1.2 Guatemala: Trauma-Arbeit durch Exhumierung und Beerdigung 90
 - 1.3 Trauma-Arbeit in Krisenregionen (David Becker)..... 93
Trauma als Bruch zwischen Individuum und Umwelt • Trauma erfordert kontextspezifische Herangehensweisen • Umgang mit Wiederholungstendenzen (Re-Inszenierungen) Es gibt kein „gutes Ende“ (Prozesshaftigkeit) Ohnmachtserfahrung und “Empowerment” • Die Bedeutung von struktureller Gewalt als „Vorerfahrung” • Anerkennung der Toten • Arbeit mit traumatisierten Kindern

- 2 Trauma-Arbeit im weiteren Sinne: Gesellschaftliche Bearbeitungsversuche..... 99**
 - 2.1 Wahrheitskommissionen aus der Trauma- Perspektive..... 99
Wahrheitskommissionen in Südafrika und Lateinamerika (Argentinien, Chile, Guatemala) • Wahrheitskommission und Traumabearbeitung • Mögliche Vorteile aus der Traumaperspektive • Spezifische Schwierigkeiten aus der Traumaperspektive
 - 2.2 Herausforderungen an eine „konstruktive” Auseinandersetzung mit dem Holocaust..... 107
Die Täterseite: Schuldgefühl, Angst, Mißtrauen • Die Opferseite: Existentielle Angst, Misstrauen, Wachsamkeit

- 3 Ausblick: Traumasensible Konfliktbearbeitung112**
 - 3.1 Gesichtspunkte für eine traumasensible Konfliktbearbeitung 112
 - 3.2 Wie kann das Wissen über Traumadynamiken zur Prävention beitragen? 117

III. DER 11. SEPTEMBER 2001:

ZWISCHEN TRAUMATISIERUNG UND INSTRUMENTALISIERUNG

Traumasymptome und psychopathologische Auffälligkeiten im engeren Sinne	120
Geteilte Gefühle jenseits direkter Traumatisierung.....	122
<i>Angst • Erschütterung • Ohnmacht • Demütigung (Scham)</i>	
Die unmittelbaren Reaktionen: Muster kollektiver Abwehr?	125
<i>Spaltung • Suche nach Führung • Homogenitätsdruck • Beschuldigung</i>	
Mögliche langfristige Folgen des 11. September	129
Konstruktive Bearbeitungsversuche eines ungewöhnlichen Traumas	131
<i>Einige Spezifika dieses Traumas • Perspektiven konstruktiver Bearbeitung • Differenzierung • Gesprächskultur • Alternative Reaktionsmöglichkeiten der Deutschen als „Zuschauer“ • Trauerarbeit</i>	
Abschließende Kritik und Desiderata.....	137
Kollektiv, kollektivierte, symbolvermittelt?	138
Traumabearbeitung oder Trauerarbeit?.....	139
Trauma als zusätzlicher Blick auf vorhandene Bearbeitungsweisen.....	140
Literaturverzeichnis	142

Vorwort

Die Frage nach den psychischen und politischen Spätwirkungen von Massenmorden, Völkermord und Verbrechen gegen die Menschlichkeit beschäftigt die Friedensforschung sporadisch seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts. Ob und wie vermittelnde sog. Dritte Parteien auf die schmerzhaften kollektiven Erfahrungen der Vergangenheit in ethno-politischen Auseinandersetzungen der Gegenwart eingehen sollen, wurde zu einer der zentralen Fragen der „zivilen Konfliktbearbeitung“ seit den 90er Jahren. Dass Erschießungen, Folter, Vergewaltigung, die von vielen Tausenden erlitten werden, bei den Überlebenden schwere Traumatisierungen hervorrufen können, die über den ersten Schock weit hinaus reichen, ist inzwischen allgemein anerkannt. Immer wieder tauchte in diesem Zusammenhang auch die Vermutung auf, dass nicht nur einzelne Menschen, sondern ganze Kollektive, ethnische Großgruppen und Nationen durch solche Ereignisse zumindest tief geprägt, oder aber im direkten oder übertragenen Sinne traumatisiert sein könnten.

Nach den Anschlägen des 11. September 2001 wollte ich wissen, was der „Stand der Wissenschaft“ zur Frage solcher „kollektiver Traumata“ ist, um von da aus vielleicht zu Antworten auf die beunruhigende Frage vordringen zu können, ob und welche Langzeitwirkungen des 11. September auf die US-amerikanische Politik zu erwarten sind. Ich habe daher mit Unterstützung der Berghof Stiftung für Konfliktforschung Angela Kühner, eine junge Münchner Psychologin, beauftragt, eine Art Sachstandsbericht zu diesen Fragen zu schreiben. Sie hatte sich bereits kritisch damit auseinandergesetzt, inwiefern der Holocaust als „kollektives Trauma“ gedacht werden kann.

Es zeigte sich zu meiner Überraschung bald, dass der Forschungsstand einen herkömmlichen Bericht dieser Art kaum erlaubt: Vieles musste neu gedacht und entwickelt werden. Ein Rückgriff auf die Entwicklung des Traumakonzepts in der Individualpsychologie war ebenso unerlässlich wie die Einbeziehung von historischer und kulturwissenschaftlicher Forschung zum „kollektiven Gedächtnis“. Die „Anwendung“ der so erschlossenen Einsichten auf den 11. September erwies sich dann noch einmal als eigene, hochkomplexe Aufgabe. Diese Situation führte dazu, dass ich als Auftraggeber und vorübergehender Leiter des Berghof Forschungszentrums an

„Weggabelungen“ immer wieder gefragt war mitzuentcheiden, wie denn angesichts dieser Sachlage im Sinne der ursprünglichen Intention zu verfahren sei.

Daraus entwickelte sich von Kapitel zu Kapitel eine immer intensivere Zusammenarbeit auch in vielen Einzelfragen – nicht nur zur Anwendbarkeit der Ergebnisse in der zivilen Konfliktbearbeitung. Ich habe diese Zusammenarbeit im Sinne eines gemeinsamen Erkenntnisprozesses als sehr bereichernd erlebt.

Berlin am 7. November 2002

Reiner Steinweg

Danksagung

Dieser Berghof Report liegt vor Ihnen, weil mich sehr viele Menschen immer wieder unterstützt, ermutigt und herausgefordert haben.

Von Beginn an war für mich spürbar, dass für *Reiner Steinweg* der Brückenschlag zwischen psychologischem Wissen und der politologischen Friedens- und Konfliktforschung ein Herzensanliegen ist. Seiner Entschlossenheit, für die zahlreichen Fragen und Entscheidungen in diesem Projekt kontinuierlich und mit sehr viel Zeit und Energie zur Verfügung zu stehen, verdanke ich einen äußerst regen, intensiven und fruchtbaren Austausch. Von den ungezählten kritisch-konstruktiven Nachfragen und Kommentaren, seinem Weitblick und seinem Erfahrungsschatz in der Konzeption von Publikationen hat der vorliegende Text sehr profitiert. Da wir so Vieles im gemeinsamen Dialog entschieden, habe ich dies an den Stellen, an denen es besonders deutlich war, durch die Wir-Form gekennzeichnet. Insgesamt bin ich der *Berghof Stiftung für Konfliktforschung* und Reiner Steinweg sehr dankbar, dass sie in dieses wichtige Thema investierten und es mir gerade auch als junger Kollegin ermöglichten, dieses äußerst spannende Feld intensiv zu erkunden.

Thea Bauriedl und *David Becker* haben nicht nur durch ihre Bereitschaft zu Experteninterviews, sondern auch durch intensive fachliche und konzeptionelle Beratung insgesamt sehr zum Gelingen dieses Reports beigetragen.

Sabine Birzele, *Anja Weiß*, *Esther Grossmann*, *Micha Reinig* sowie *Thomas Kühner* und *Christiane Lukas* (die zusätzlich in der stressigen Endphase den gesamten Text inhaltlich und formal lektorierten) danke ich für ihr Feedback, gute Ideen und freundschaftliche Unterstützung.

Ein echter Glücksfall war für mich zudem der regelmäßige Kontakt zu *Cornelia Berens*, der Koordinatorin des am Hamburger *Institut für Sozialforschung* angesiedelten internationalen und interdisziplinären *International Network for Interdisciplinary Research about the Impact of Traumatic Experience on the Life of Individuals and Society* („*Trauma Research Network*“), ihr großer fachlicher Überblick (und ihre Lust an Austausch und Vernetzung) führten zu vielen inspirierenden Gesprächen, die mir auch in der Konzeption sehr weiterhalfen.

Für ihre fachliche Beratung danke ich auch *Heiner Keupp*, meinen Kolleginnen im Doktorandinnenseminar und insbesondere *Gudrun Brockhaus* von der Abteilung für *Reflexive Sozialpsychologie* der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Nicht zuletzt konnte ich immer auf den psychoanalytischen Sachverstand meines Partners und Kollegen *Faruk Temel* zählen, von dem ich mich insgesamt in jeder Hinsicht unterstützt wusste.

München, am 7.November 2002

Angela Kühner

Einführung

„When we leave tyranny behind, what do we do with the consequences of the tyranny that remain in the country and in the psyche and in the sex and in the body of the people themselves?“ (Dorfman, in Lira, 1997, 232)

„Was tun wir, wenn die eigentliche Tyrannei vorbei ist, mit den Folgen der Tyrannei, die im Land, in der Seele, in den sexuellen Beziehungen und im Körper der Menschen bleiben?“ Diese Frage, die Ariel DORFMAN im Hinblick auf den Übergang von der Diktatur zur Demokratie in Chile stellt, lässt sich in ähnlicher Weise für unzählige Situationen formulieren, in denen Menschen massenhaft Opfer der Gewaltausübung durch andere Menschen wurden. Für die Beschreibung und Interpretation solcher Situationen hat sich ein Begriff eingebürgert, der an das psychologische Verständnis von Gewaltfolgen im *einzelnen* Menschen anknüpft: kollektives Trauma.

Diese Übertragung einer psychologischen Diagnose (die für Individuen entwickelt wurde) auf ein „Kollektiv“ wirft viele Fragen auf, von denen im vorliegenden Report vor allem zwei aufgegriffen werden:

Wie kann man sich die Verbindung vieler einzelner Schicksale zu einem gemeinsamen, miteinander geteilten Trauma überhaupt vorstellen? (Kap.I)

Wenn man sich ein „kollektives Trauma“ vorstellt, was folgt daraus für die Perspektiven einer konstruktiven Bearbeitung bzw. die Heilung dieses Traumas? (Kap.II)

Da es ausgereifte und umfassende Theorien kaum gibt, sind die Antworten auf der Ebene von „Annahmen, Argumenten und Konzepten“ zu suchen. Die so entwickelten Ansätze werden abschließend systematisch auf die Folgen der Terroranschläge vom 11. September 2001 bezogen (Kap. III).

Bevor der Aufbau genauer erläutert wird, soll zunächst ein Blick auf die Geschichte des Traumabegriffs im Allgemeinen und auf die Fachdiskussion über den Begriff „kollektives Trauma“ geworfen werden.

Das psychologische Traumakonzept als gesellschaftsbezogener und interessengeleiteter Versuch, die Folgen von Gewalt zu beschreiben

Der Traumabegriff der Psychologie wird für die Folgen von Gewalt verwendet, umfasst jedoch mehr als diese:

„Wie die verschiedenen somatischen Systeme des Menschen in ihrer Widerstandskraft überfordert werden können, so kann auch das seelische System durch punktuelle oder dauerhafte Belastungen in seinen Bewältigungsmöglichkeiten überfordert und schließlich traumatisiert/verletzt werden“
(Fischer, 1998, S. 19)¹.

Die normalen Bewältigungsmöglichkeiten der Psyche können durch Gewalterfahrungen außer Kraft gesetzt werden, jedoch auch durch andere schwer wiegende Erlebnisse, wie Autounfälle, schwere Erkrankungen oder Verlust eines nahen Angehörigen ohne Gewalthintergrund. Die psychologische Beschreibung der Gewalterfahrung als „Trauma“ nimmt also eine Einordnung vor, die bestimmte Aspekte (durch den Vergleich mit anderen schwer wiegenden Erfahrungen) klarer hervortreten lässt, andere jedoch in den Hintergrund drängt. So unterscheidet sich etwa das von einem Täter bewusst zugefügte Trauma in seiner psychologischen Auswirkung in verschiedener Hinsicht von allen anderen.

Da Umgang mit und Sanktionierung von Gewalt eine zutiefst gesellschaftliche Frage sind, wundert es nicht, dass auch die Auseinandersetzung mit dem Traumakonzept immer von gesellschaftlichen Interessen geprägt ist. Wer formuliert, wie zerstörerisch, langfristig und oft „unheilbar“ sich Gewalt auswirkt, stellt damit nicht nur eine Diagnose, sondern macht auf einen Missstand aufmerksam. Bekanntestes Beispiel hierfür ist vermutlich Sigmund FREUDs erste Traumatheorie, in der er (1896) die sehr häufig vorkommenden hysterischen Symptome junger Frauen auf sexuelle Missbrauchserfahrungen zurückführte. Damit machte er auf das massenhafte Vorkommen von sexuellem Missbrauch aufmerksam. Bereits 1897 relativierte er jedoch diese brisante Erklärung.

¹ Dies ist für Gottfried FISCHER eine Arbeitsdefinition, genauer definiert er Trauma als ein „vitales Diskrepanzerlebnis zwischen bedrohlichen Situationsfaktoren und den individuellen Bewältigungsmöglichkeiten, das mit Gefühlen der Hilflosigkeit und schutzloser Preisgabe einhergeht und so eine dauerhafte Erschütterung im Selbst- und Weltverständnis bewirkt“ (FISCHER 1998, 79).

Auf andere Weise zeigten sich die Auswirkungen von konkreten Interessen, als es zu vermehrter Forschungsaktivität über Trauma im Kontext der Militärpsychiatrie kam. Militärpsychologen und -psychiater wurden damit beauftragt, Methoden zu finden, wie Soldaten, die unter der so genannten Kriegsneurose litten, schnell wieder einsatzfähig gemacht werden konnten. Im Vordergrund stand die Wiederherstellung der Kampfkraft, Langzeitfolgen für die Soldaten nach der Heimkehr in die zivile Gesellschaft waren nicht von Interesse (RIEDESSER und VERDERBER, 1996) .

Umgekehrt gilt jedoch auch, dass für viele Forschungsarbeiten der Psychotraumatologie entscheidende Anstöße aus sozialen Bewegungen, zum Beispiel der Frauenbewegung, kamen. Forschung zu Trauma bedeutet auch, sich gegen die Auswirkung von Gewalt unter Umständen besser wehren zu können (vgl. FISCHER, 1998, S. 29 und HERMAN 1993). Insgesamt scheint für das Trauma mehr noch als für andere psychologische Konzepte zu gelten, dass seine Formulierung und Weiterentwicklung zutiefst vom historisch-sozialen und kulturellen Kontext geprägt ist.

Gegenwärtig wird die ausufernde Verwendung des Traumabegriffs zunehmend kritisch reflektiert (vgl. Becker 2001a, 2001b, Reemtsma, 1999). So spricht etwa Jan Philipp REEMTSMA von einer „ambivalenten Karriere“ des Begriffs. David BECKER analysiert, wie die zunehmende Etablierung des Traumabegriffs sowohl im fachlichen als auch im öffentlichen Diskurs einerseits zur Anerkennung der langanhaltenden psychischen Folgen beiträgt, andererseits jedoch die Gefahr besteht, dass die Konturen des Begriffs zu verschwimmen drohen, wenn alles Schlimme plötzlich mit dem Zusatz „traumatisierend“ versehen wird.

In einem für diesen Report geführten Interview kommt BECKER dennoch zu dem Schluss, dass Trauma zumindest eine nützliche Metapher sein könnte, die in politischen Kontexten zu einer (definitions-) mächtigeren Artikulation von Leiden verhilft. So habe das Traumakonzept entscheidend dazu beigetragen, die Auswirkungen von Menschenrechtsverletzungen in Chile beschreiben und verstehen zu können. Zur Abgrenzung vom inflationären Gebrauch des Trauma-Begriffs verwendeten Becker und seine chilenischen KollegInnen den Begriff der *Extremtraumatisierung* (vgl. auch BECKER, LIRA und CASTILLO, 1990).²

² Damit nehmen sie auf BETTELHEIM bezug, der 1944 zur Beschreibung der Folgen von KZ-Haft den Begriff der „extremen Situation“ verwandte.

„Kollektives Trauma“: Diskussion der Vor- und Nachteile eines begrifflichen Konstrukts

Da auch das Konzept des Kollektiven Traumas einen „Einordnungsversuch“ mit spezifischen Vor- und Nachteilen darstellt, wird im Folgenden kurz nachgezeichnet, was dafür und dagegen sprach, die Folgen von *man-made-desaster* unter dieser spezifischen Perspektive zu betrachten.

Die Kritik am Konzept des Kollektiven Traumas

Skepsis gegenüber der Konzeptionalisierung von „Kollektivem Trauma“ wird vor allem von *Historikern* formuliert, die darauf hinweisen, dass damit so unterschiedliche historische Vorgänge wie der Holocaust, der Völkermord an den Armeniern, die Diktaturen in Lateinamerika, der Atombombenabwurf auf Hiroshima, der Vietnamkrieg, die Gewaltausübung durch das Apartheidregime oder die stalinistischen Säuberungen potentiell in einen gemeinsamen Beschreibungs- und Erklärungszusammenhang gebracht werden. Sehr zu Recht wird darauf verwiesen, dass jedes „kollektive Trauma“ spezifische historische, wirtschaftliche, und politische Hintergründe und dementsprechend auch spezifische Folgen hat. Lutz NIETHAMMER deutet in einem Text über Genoziderfahrung und kollektives Gedächtnis an, welche Risiken die Rede vom *kollektiven* Trauma birgt:

„Abstraktion ist gewiss eines der Grundverfahren wissenschaftlicher Begriffsbildung. Aber dem Gedächtnis dient abstrahierende Begriffsbildung der Wiedererkennung des Verstandenen und dem Vergessen des Konkreten und - in seiner Konkretion - Unbedeutenden. Wo das Gedächtnis ein Trauma bewahrt, kann dies zwar zuweilen verdeckt oder versiegelt werden, es bleibt aber - wann immer es erinnert wird - so konkret und einzigartig, wie es wahrgenommen wurde.“ (Niethammer, 1995, S. 43)

Die aus Historikersicht hervorgehobenen Unterschiede wirken sich auch psychologisch höchst unterschiedlich aus. Dabei stellt nicht nur die Vergleichbarkeit verschiedener kollektiver Traumata miteinander ein Problem dar, auch die Zusammenfassung ganz unterschiedlicher Einzelschicksale, die in je unterschiedlichen Sequenzen traumatisiert wurden, unter ein kollektives Trauma kann der individuellen Erfahrung nur teilweise gerecht werden. Noch deutlicher stellt sich diese Frage in Bezug

auf *Zuschauer* bei den Gewaltakten oder auf „*Mitläufer*“: In der Beschreibung eines Ereignisses als Kollektives Trauma tauchen sie oft nicht auf oder werden implizit unter das Kollektiv der Opfer subsumiert (vgl. die Kritik an der südafrikanischen Wahrheitskommission, S. 106).

Die *Täter* sind im Konzept des „Kollektiven Traumas“ weniger deutlich im Blickfeld als etwa beim Begriff der „kollektiven Gewalt“. Dies kann man einerseits als Vorteil ansehen, der darin besteht, dass die Aufmerksamkeit endlich den Opfern gilt; andererseits ist es eben gerade dadurch schwierig, die Tatsache in dieses Konzept zu integrieren, dass in sehr vielen Fällen von „kollektivem Trauma“ Täter und Opfer gemeinsam in einer Gesellschaft weiterleben. Sie beziehen sich in ihren Erinnerungen auf ein gemeinsames Ereignis, das jedoch nur für die Opfer ein „kollektives Trauma“ ist. So kann man in Anlehnung an Dan Diner feststellen, dass die Massenvernichtung sowohl für nicht-jüdische Deutsche als auch für Juden³ zum Ausgangspunkt des eigenen Selbstverständnisses geworden ist. Dies macht den Holocaust jedoch nicht zu einem gemeinsamen kollektiven Trauma, sondern schafft eine „gegensätzliche Gemeinsamkeit“, in Diners Worten eine „Negative Symbiose“ (vgl. S. 78).

Möglicherweise lässt sich auch für andere kollektive Traumata sagen, dass Täter und Opfer - wenn auch weniger deutlich als beim Holocaust - infolge der Gewalttat diese Art „gegensätzlicher Gemeinsamkeit“ teilen. Sie sind durch die gleiche Tat geprägt, die jedoch etwas radikal anderes bedeutet, je nachdem ob man von der Täterseite oder von der Opferseite her kommt. Wird der Ausdruck „kollektives Trauma“ undifferenziert für die Opfer und die Nachfahren der Tätergeneration benutzt, dann wird diese Unterschiedlichkeit zu Gunsten des gemeinsamen Bezugspunktes nivelliert.

³ Diner spricht von „Deutschen und Juden“, womit er nichtjüdische Deutsche und sowohl deutsche Juden als auch Juden aus anderen Nationen und in Israel meint. Warum ich diese Begriffswahl trotz problematischer Implikationen in diesem Fall übernehme, erkläre ich im Zusammenhang mit der ausführlichen Darstellung von Diners Konzept (vgl. S. 76f).

Chancen, die das Konzept „Kollektives Trauma“ bietet

Trotz der Kritik am Begriff des kollektiven Traumas gibt es wichtige Argumente, die dafür sprechen, bei der Untersuchung der gesellschaftlichen bzw. politischen Auswirkungen massenhafter kollektiver Gewalt (wie Genozid, „Verschwinden lassen“ von Oppositionellen, Folter oder gewaltsame Vertreibung) mit der Hypothese vom „kollektiven Trauma“ zu arbeiten. So kann es bei aller Einzigartigkeit des eigenen Leidens für die einzelnen Traumatisierten von enormer Bedeutung sein, ihr Einzelschicksal in eine gemeinsame, von anderen geteilte Geschichte einbetten zu können: „Was mir passiert ist, hatte System, ist auch Teil einer kollektiven Erfahrung, die ich mit anderen teile.“ Auch aus theoretischer Perspektive lassen sich die Folgen massenhafter Gewalt nicht einfach als die Addition der einzelnen Gewalterfahrungen beschreiben. Für die Beschreibung dieses Ganzen ist ein eigener Begriff sinnvoll.

Nicht zuletzt gibt es neben Spezifika verschiedener kollektiver Traumata für das Weiterleben nach den Gewaltakten häufig ähnliche Fragen: Wie ist mit den Tätern zu verfahren, wie können die Opfer entschädigt werden? Welche öffentlichen Formen der Anerkennung des Leidens kann es außerdem geben? Dies führt zu der Frage, ob und was aus den Erfahrungen einer Region mit der konstruktiven Bearbeitung massenhafter Traumatisierungen für eine andere Region gelernt werden kann. So stieß die südafrikanische Wahrheitskommission auf erhebliches internationales Interesse, weil man überlegte, ob sie als Modell für andere Regionen gelten könne.

Obwohl Kollektive ungleich komplexer funktionieren als Individuen, könnte in Analogie zur individuellen Traumatherapie gelten, dass zwar jede Heilung gemäß der je spezifischen Geschichte anders verläuft, dass es jedoch bestimmte Grundregeln und Muster gibt. Zumindest jedoch könnte das Wissen über kollektives Trauma sensibilisierende Konzepte bereitstellen, mit denen man sich einem neuen Kontext nähern kann. In diesem Sinne spricht vor allem die praktische Relevanz für eine systematische Auseinandersetzung mit der Annahme, dass es kollektiv wirksame Traumata gibt.

Ein wichtiger Teil der oben formulierten Kritik bezieht sich nicht auf die Vorstellung von „Mustern der Reaktion auf massenhafte Gewalt“, sondern auf die in Analogie zu Befunden der Einzeltherapie gewählte *Bezeichnung*. Um zu verdeutlichen, dass die Analogie zwischen kollektivem und individuellem Trauma nicht heißt, dass in einem Kollektiv tatsächlich ähnliche Vorgänge ablaufen wie im Individuum,

könnte man auch von „*kollektiviertem* Trauma“ oder „kollektivem *symbolvermitteltem* Trauma“ sprechen.⁴ Diese Bezeichnungen heben je unterschiedliche Aspekte hervor, um die es im vorliegenden Report gehen wird. „Kollektiviertes Trauma“ betont den Prozess, mit dem ein geteiltes traumatisches Ereignis zum Teil der kollektiven Identität einer Gruppe wird. Der Ausdruck „Kollektives symbolvermitteltes Trauma“ dagegen rückt den Teil des Kollektivs in den Blick, der nicht an Traumasymptomen im engeren Sinne leidet, sondern, durch Nähe zu und in partieller Identifikation mit den Opfern – „symbolvermittelt“ – schwer erschüttert ist. „Kollektives Trauma“ selbst dagegen legt im Gegensatz zu den anderen beiden Begriffen den Schwerpunkt tendenziell mehr auf die real erfahrenen Traumatisierungen. Die Ausdrücke „kollektives Trauma“, „kollektiviertes“ und „symbolvermitteltes kollektives Trauma“ akzentuieren also je unterschiedliche Aspekte der vermuteten Zusammenhänge. Da der Begriff des „kollektiven Traumas“ jedoch bereits eingeführt ist und in gewisser Hinsicht als Oberbegriff für die beiden anderen Aspekte gelten kann, wird dieser Ausdruck hier weiter verwendet.

Insgesamt verstehen wir im vorliegenden Report „kollektives Trauma“ im Sinne einer Arbeitshypothese, deren „Brauchbarkeit“ zur Diskussion steht. Im Vordergrund steht dabei die Frage, inwiefern sich die verschiedenen Facetten des individualpsychologischen Traumakonzeptes als hilfreich für das Verständnis der „Folgen von Tyrannei“ erweisen.

Das Konstrukt ‚Kollektives Trauma‘ in der Literatur: Inflationärer Gebrauch, geringe Präzisierung und Vielfalt der Disziplinen

Bei genauerer Recherche zum Begriff „Kollektives Trauma“ stößt man auf ein interessantes Phänomen: Der Begriff wird einerseits – und dies bereits vor dem 11. September 2001 – äußerst häufig verwendet (wie zigtausend Treffer in der Internetrecherche ausweisen). Kaum ein psychologischer Artikel über Trauma verweist nicht irgendwann auf die kollektive Dimension.

⁴ Diese Anregungen verdanke ich einer intensiven Diskussion im sozialpsychologischen Forschungskolloquium der Ludwig-Maximilians-Universität München im Wintersemester 2001/2002.

Andererseits zeigt sich, dass es fast keine systematischen Versuche gibt, den Begriff zu explizieren. Dieses deutliche Missverhältnis zwischen mannigfachem Gebrauch und minimaler Explizierung verweist darauf, dass es einerseits dem spontanen, intuitiven Verständnis von Katastrophen entspricht, sich so etwas wie eine geteilte, gemeinsame Reaktion von Menschen vorzustellen (wenn sie gemeinsam betroffen bzw. gemeint sind), dass eine genaue Präzisierung dieses Konstrukts jedoch äußerst schwierig ist. Jeder Versuch dazu gerät in das Dilemma, entweder der adäquaten Erfassung kollektiver Prozesse oder dem in der Individualpsychologie entwickelten Konzept des (Psycho-)Traumas nicht ganz gerecht zu werden.

Ein weiteres Merkmal der Auseinandersetzung um Kollektives Trauma ist die Vielfalt der an ihr beteiligten Wissenschaften. Neben der Psychologie und der Medizin beschäftigen sich so unterschiedliche Disziplinen wie die Literaturwissenschaft, die Soziologie, die Geschichtswissenschaft oder die Architektur (vgl. LIBESKIND, 1999) mit individuellem und kollektivem Trauma. Allerdings geschieht dies selten explizit unter Verwendung des Begriffs „Kollektives Trauma“, so dass man am ehesten von Annäherungen an das, was hier als „Kollektives Trauma“ umschrieben wird, aus den Perspektiven verschiedener Disziplinen sprechen kann. So tauchen z.B. verwandte Überlegungen auf, wenn darüber nachgedacht wird, wann man über „kollektive Identitäten“ sprechen kann. Diese gelten sehr häufig als durch den Bezug auf eine gemeinsame Geschichte konstituiert. Die Geschichtswissenschaft beschäftigt sich zunehmend mit der Frage des Geschichtsbewusstseins; so wird das Geschichtsbewusstsein von Jugendlichen im Kulturvergleich u.a. anhand von Ereignissen untersucht, die ebenfalls als „kollektiv traumatisierend“ bezeichnet werden können.

Eine besondere Nähe zum Nachdenken über kollektive Traumata, vor allem im Hinblick auf die Langzeitfolgen, weist die Debatte und Forschung zum „*kollektiven Gedächtnis*“ auf. Diese wird bereits interdisziplinär geführt (z.B. unter Beteiligung der Soziologie, Geschichtswissenschaft und Literaturwissenschaft).⁵ Von besonderer Bedeutung ist dabei vor allem die Genozidforschung.

⁵ Der Begriff wurde von dem Soziologen und Philosophen Maurice HALBWACHS eingeführt und in jüngerer Zeit am explizitesten von Jan ASSMANN aufgegriffen, der allerdings von *kulturellem Gedächtnis* spricht (vgl. Assmann, 1995).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass man sich dem prekären, wenig explizierten Konstrukt „Kollektives Trauma“ tendenziell aus zwei entgegengesetzten Richtungen annähern kann:

Man legt entweder den Traumabegriff der Psychologie zugrunde, geht also von einer Phänomenologie individueller Traumata aus. Für die einzelnen Phänomene kann man dann jeweils überlegen, ob und wie diese auf gesellschaftlicher Ebene gedacht werden können:

→ *vom individuellen zum kollektiven Trauma*

Oder man sucht in verschiedenen Disziplinen, was diese jeweils über trauma-nahe kollektive Phänomene (wie Identität oder Gedächtnis) zu sagen haben und diskutiert deren Implikation für kollektive Traumata:

→ *vom „Kollektiv“ zum kollektiven Trauma*

Eine *Theorie* kollektiver Traumata - die es bisher als interdisziplinäre, systematische Annäherung nicht gibt - müsste eine sinnvolle Integration dieser beiden Hauptperspektiven und der darin enthaltenen Fragestellungen leisten und damit einen Ausweg aus dem Dilemma erarbeiten, dass man entweder dem Begriff Trauma oder dem Begriff Kollektiv nicht gerecht wird.⁶ Der vorliegende Report kann also nicht – wie ursprünglich im Sinne eines „Sachstandsberichts“ geplant – auf bestehende Konzepte zurückgreifen, die es schon gibt und die zu vergleichen, zu kritisieren und auf ihre Anwendbarkeit hin zu befragen wären, sondern er kann dies nur mit einzelnen ausgewählten „Diskurssträngen“ tun.

⁶ Eine von 2000 bis 2002 an der Stanford University stattfindende interdisziplinär arbeitende Study Group erarbeitete in Ansätzen einen interdisziplinären Traumabegriff, das „cultural trauma“. Dabei wurde allerdings der psychologische Traumadiskurs kaum systematisch berücksichtigt (vgl. SZTOMPKA, 2000; Giessen, 2002).

Schlussfolgerung und Aufbau des Reports

Vor dem Hintergrund dieser Diskussion werden im Hauptteil des vorliegenden Reports verschiedene mögliche Zugänge sowohl zum Verständnis als auch zur konstruktiven Bearbeitung „kollektiver Traumata“ vorgestellt.

In Kap. I geht es um die beiden soeben skizzierten Perspektiven: Ausgehend vom individuellen Trauma und dessen Phänomenen versuche ich *erstens*, verschiedene Wege der Übertragung auf die Gesellschaft aufzuzeigen: die transgenerationale Weitergabe von Traumata, erwiesene Interdependenzen zwischen Trauma und Gesellschaft sowie mögliche trauma-analoge Prozesse auf gesellschaftlicher Ebene. Von den am Kollektiv ansetzenden Perspektiven stelle ich *zweitens* ausführlicher einige interdisziplinäre Überlegungen zu „kollektivem Gedächtnis“ dar. Damit sollen mögliche Erklärungen dargestellt werden, wie man sich sowohl die Entstehung als auch die Langzeiteffekte von „kollektiven Traumata“ vorstellen kann. Anschließend werden zwei explizite Ansätze zu kollektivem Trauma erörtert: das Konzept des „*chosen trauma*“ von Vamik VOLKAN und das der „*Negativen Symbiose*“ von Dan DINER.

In Kap. II werden verschiedene Ansätze einer konstruktiven Bearbeitung kollektiver Traumata dargestellt: Die Selbsthilfebewegung der US-amerikanischen *Vietnamveteranen* und gezielte Initiativen zur Exhumierung und Beerdigung von Ermordeten in Guatemala hatten Traumaheilung explizit im Blick. In diesem Zusammenhang werden die übergreifenden Hypothesen zur Trauma-Arbeit von David BECKER vorgestellt, der aufgrund langjähriger Erfahrungen in der Arbeit mit Folteropfern in Chile als Traumaexperte in Krisenregionen eingeladen wird. Die *Südafrikanische Wahrheitskommission* war zwar ursprünglich weniger an der Traumabearbeitung orientiert, wurde aber zunehmend unter der Perspektive einer Art kollektiven Heilungsversuches gesehen. Unter dem Titel „Gesellschaftliche Bearbeitung als psychosoziale Intervention“ stelle ich traumasensible Betrachtungen zu Wahrheitskommissionen und eigene Hypothesen zur Auseinandersetzung mit dem *Holocaust* vor. Zum Abschluss dieses Kapitels wird gefragt, welche Schlussfolgerungen aus der vermuteten Existenz von kollektiven Traumata für die zivile Konfliktbearbeitung zu ziehen sind.

Kap. III beschäftigt sich mit den jetzt schon wahrnehmbaren Traumatisierungen durch die Terroranschläge vom 11. September 2001, die der Anlass für den vorliegenden Report waren (siehe Vorwort von Reiner Steinweg). Es wird diskutiert, inwiefern man kollektive Gefühle und Reaktionen annehmen und wie man daraus konstruktive Bearbeitungsmöglichkeiten ableiten kann.

I. "WIE KANN MAN SICH EIN KOLLEKTIVES TRAUMA VORSTELLEN?" - ZUGÄNGE ÜBER INDIVIDUELLES TRAUMA UND KOLLEKTIVES GEDÄCHTNIS

1 Individuelles Trauma und Gesellschaft

Differenzierte Erkenntnisse und explizites Erfahrungswissen gibt es bisher nur über Traumata je einzelner Menschen, auch wenn sie nicht allein, sondern mit ihnen eine große Zahl anderer Menschen verletzt wurden. Im Folgenden wird daher zunächst dargestellt, welche Perspektiven auf „kollektive Traumata“ sich aus der Sicht der Individualpsychologie ergeben.

1.1 Traumabegriff und Trauma-Kritik

Der vorliegende Report bezieht sich ausschließlich auf Traumata, die durch *menschliche Gewalt* hervorgerufen wurden. Dies ist bereits eine entscheidende Eingrenzung des Traumabegriffs, da die offizielle psychologische Traumadiagnose Gewalt nicht zur Voraussetzung macht bzw. nicht zwischen den verschiedenen Verursachungen von Traumata unterscheidet. Gegen diese undifferenzierte Verwendung des Traumabegriffs richtet sich die Kritik von Autoren, die mit Opfern massiver Gewalt arbeiten (BECKER, BRAININ): Sie weisen darauf hin, dass durch die sehr allgemein gehaltene Trauma-Definition die Spezifika der Gewaltanwendung aus dem Blick geraten. Judith HERMAN und andere haben deshalb eine eigene Traumadiagnose für Gewaltopfer vorgeschlagen: das *Viktimisierungssyndrom*. In der Auseinandersetzung mit extremer und massenhafter Gewaltanwendung wird jedoch deutlich, dass auch diese Diagnose zu grob bleibt. Innerhalb der Diagnose „Trauma als Folge von Gewalt“ sind folgende Unterscheidungen zu treffen:

- Ist das Opfer im engeren Sinne „nur“ Opfer geworden oder gibt es eine komplizierte Verschränkung von Opfer- und Tätergewordensein? Klassisches Beispiel hierfür sind die Vietnamveteranen, die aufgrund der spezifischen Konstellation einerseits enorme Wut auf einen Staat verspürten, der sie in diesen absurden Krieg geschickt hatte, andererseits unter quälenden Schuldgefühlen litten (siehe unten S. 33 und S. 85ff). Die für Traumata u.a. charakteristische Erschütterung des Weltbildes besteht dann zu großen Teilen darin, dem eigenen Weltbild und der eigenen Moral nicht entsprochen zu haben. In den Traumafolgen und in den Perspektiven der Aufarbeitung bedeutet dies einen wichtigen Unterschied zu Opfern, die in keiner Weise zu (Mit-) Tätern wurden.
- Lässt sich die traumatische Sequenz an einer einzigen Szene festmachen oder handelt es sich um eine kumulative Traumatisierung, die über Wochen, Monate oder gar Jahre andauerte? Diese Frage ist für die therapeutische Bearbeitung von entscheidender Bedeutung, worauf in der entsprechenden Literatur erst in jüngster Zeit hingewiesen wird: Konfrontative Methoden wie die des schnellen Debriefing nach einem traumatischen Erlebnis (siehe unten S. 25 Fußnote 7) scheinen - wenn überhaupt - nur bei kurzen, konkreten traumatischen Sequenzen geeignet. Die Folgen einer lang anhaltenden, kumulativen Traumatisierung sind komplexer, vor allem auch in den hier interessierenden langfristigen Auswirkungen auf soziale Beziehungen und in der Interdependenz mit dem sozialen Gefüge.
- Was war die *Absicht des Täters* bzw. der Täter? Wurde mit der Tat ein politisches Ziel verfolgt? War es Zufall, dass gerade diese Person oder Personengruppe zum Opfer wurde oder war die Tat gezielt gegen sie gerichtet? Handelt es sich um eine gezielte Tat, dann ist des Weiteren zu unterscheiden, ob eine *genozidale Absicht* zugrunde lag oder eine nur auf *einzelne Personen* bezogene Straf- oder Erpressungsabsicht, z.B. im Zusammenhang von Kriegsmaßnahmen. Leo EITINGER (1964) konnte innerhalb des vermeintlich gleichen Traumas „KZ-Haft“ den Unterschied zwischen jüdischen und norwegischen Häftlingen herausarbeiten. Da die jüdischen Häftlinge zur Vernichtung bestimmt waren, waren bereits während der KZ-Haft ihre Überlebenschancen ungleich geringer, die „Traumafolgen“ bei den Überlebenden in vielerlei Hinsicht komplexer und schwer wiegender.

Auch dieser Einteilungsversuch muss zwangsläufig grob bleiben, denn jede Form der Gewalt hinterlässt im Opfer spezifische Spuren. Die Bearbeitungsversuche in Therapie, juristischer Rehabilitation oder anderen Formen der gesellschaftlichen Anerkennung (z.B. Entschädigung) dürfen sich deshalb nicht nur auf allgemeine Erkenntnisse über Traumata beziehen. Sie müssen immer die konkrete Tat und die Spuren berücksichtigen, die diese Tat im betroffenen Subjekt hinterlassen hat.

Ein weiteres wichtiges Anliegen vieler Kritiker eines allgemeinen Traumbegriffs ist in diesem Zusammenhang die *Ent-Pathologisierung der Opfer*: Durch das Operieren mit einem psychiatrischen Begriff entstehe das falsche Bild, es stimme in erster Linie etwas mit dem Opfer nicht. Sieht man jedoch auf eine traumatisierende Realität wie die des Holocaust, dann ist mit Elisabeth BRAININ, Vera LIGETI und Sammy TEICHER (1994) von einer „*Pathologie der Wirklichkeit*“ zu sprechen. Die Autoren weisen mit Recht darauf hin, dass eine in friedlicheren Zeiten entwickelte Diagnose wie die des Traumas nach dem Holocaust einer Revision bedürfte (vgl. dazu auch KEILSON, 1997).

Trauma ist nicht zuletzt ein Konzept der westlich dominierten Psychiatrie und Psychotherapie. Dementsprechend beziehen sich die Vorstellungen vom Entstehen psychischer Schwierigkeiten und von Therapie, die „rund um das Trauma“ formuliert werden, auf ein ganz bestimmtes Menschenbild, auf eine bestimmte Vorstellung von Gesundheit und Heilung. Dieses Heilungsmodell wird bis jetzt in den meisten Fällen noch unkritisch in andere Kontexte „exportiert“. Wenn es auch bestimmte Universalien in der Reaktion auf schwere körperliche oder psychische Verletzungen geben mag (etwa bestimmte körperliche Schockreaktionen), so gilt mit Sicherheit, dass die Vorstellungen vom Heilwerden und Heilsein kulturell und historisch stark differieren. Dafür sensibilisierte psychosoziale Akteure versuchen dementsprechend, etablierte kulturspezifische Weisen des Umgangs mit den Folgen von Gewalt einzubeziehen oder – noch besser - von den *vorhandenen* Umgangsweisen auszugehen und dann erst zu überlegen, ob und wie das westliche Traumakonzept in dem jeweiligen spezifischen Kontext überhaupt nutzbar ist

1.2 Der Begriff des Trauma-Bewusstseins als Kompromiss

Der vorliegende Report will sinnvolle Überlegungen und Fragen für ganz unterschiedliche „kollektive Traumata“ bereitstellen und dabei gleichzeitig die Falle der Nivellierung so weit wie möglich vermeiden. Das ist jedoch nur bedingt möglich. BECKER operiert mit dem Begriff des „Trauma-Bewusstseins“. Er formuliert damit unter anderem die Forderung, dass die differenzierten Erkenntnisse aus der Traumatherapie nicht auf die Anwendung durch Therapeuten beschränkt bleiben, sondern auch von anderen Akteuren genutzt werden sollen: Lehrer, psychosozial tätige, Mitarbeiter in *“community education”* etc. können in dem Bewusstsein handeln, dass sie es (auch) mit Traumatisierten zu tun haben und dass dies eine besondere Sensibilität erfordert.

Das Konstrukt Trauma wird in der folgenden Darstellung zunächst in verschiedene Bestandteile zerlegt, die jeweils einer genaueren Betrachtung unterzogen werden. Für die Anwendung in einem konkreten sozialen und historischen Kontext heißt das: Eine traumabewusste Akteurin weiß, welche Traumaphänomene es prinzipiell gibt und fragt sich spezifisch, was für den interessierenden Kontext zutrifft, was aber auch nicht. So wird bei der Lektüre von Trauma-Literatur deutlich sichtbar, dass die unterschiedlichen Ausprägungen außer auf die Individualität jeder Person auch auf die unterschiedlichen Kontexte des Traumas verweisen können. Je nach Kontext stehen unterschiedliche Gefühle im Vordergrund (Wut, Schuld bei den Vietnam-Veteranen, Scham bei sexueller Folter), genauso wie es kulturspezifisch und kontextspezifisch unterschiedliche Bearbeitungs- und Bewältigungsversuche gibt. Es geht also darum, gleichzeitig differenziert und spezifisch zu bleiben und dennoch vorhandenes Wissen zu nützen. In den Worten von David BECKER müssen für jeden Kontext neue Lösungen erfunden werden (vgl. Becker 2001a). Die Metapher „Trauma“ kann in diesem Sinne, in ihre Bestandteile zerlegt, als sensibilisierendes Konzept wirken.

1.3 Grundlegende Phänomene

Dialektik von Auseinandersetzung und Abwehr (Selbstschutz)

Menschen reagieren auf ein traumatisches Ereignis zumeist mit vielfältigen Symptomen, die zwei grundlegenden, entgegengesetzten Impulsen zugeordnet werden können und für den Umgang mit einem schrecklichen Ereignis unmittelbar nachvollziehbar sind: Auf der einen Seite lässt einen das Ereignis nicht los, lässt keine Ruhe, kommt immer wieder, auf der anderen Seite versucht man, die Angst und den Schmerz abzuwehren und verwendet auf diese Abwehr so viel Energie, dass man so gut wie gar nichts mehr spürt. Mardi HOROWITZ (1976) hat in einem grundlegenden Werk zu „Stress Response Syndromes“ diese beiden Symptomgruppen als „Intrusions“- und „Denial“- , also Verleugnungssymptome bezeichnet. Unter *Intrusion* versteht man Zustände, in denen die traumatische Situation erneut erlebt wird: sich aufdrängende Gedanken, die bis zur zwanghaften Beschäftigung mit dem Erlebnis führen, Alpträume, so genannte *“Flashbacks“* und andauernde Erregungszustände. Zu den Verleugnungssymptomen gehören psychische Lähmung, Erstarrung, emotionale Taubheit.

Judith HERMAN sieht diese oft als entgegengesetzte Tendenzen oder entgegengesetzte Zustände bezeichneten Symptome in einem dialektischen Verhältnis:

„Der Konflikt zwischen dem Wunsch, schreckliche Ereignisse zu verleugnen, und dem Wunsch, sie laut auszusprechen, ist die *zentrale Dialektik des Traumas.*“ (Herman 1993, S. 9)

Sie ergänzt ihre These mit dem wichtigen Hinweis, dass das bruchstückhafte Erzählen, welches immer wieder dazu führt, dass Traumatisierten nicht geglaubt wird, eine Art Kompromiss darstellt: Man erzählt, ohne *richtig* zu erzählen.

Luise REDDEMANN und Ulrich SACHSSE sehen diese entgegengesetzten Tendenzen als funktionalen Bewältigungsprozess, durch den das Trauma „integriert“ werde. Wenn dieser Bewältigungsprozess durch verschiedene externe oder interne Faktoren (z.B. der Persönlichkeitsstruktur) erschwert oder gestört wird, komme es zu länger anhaltenden Schwierigkeiten (vgl. Reddemann/Sachsse, 1997). Interessant ist, dass die Autoren dabei dem sozialen Umfeld eine entscheidende Rolle zuweisen. In den Reaktionen der Umwelt, so Reddemann und Sachsse,

spiegeln sich meist ebenfalls die gleichen Impulse, nämlich entweder zur aktiven Auseinandersetzung zu ermutigen („Sprich drüber, lass es raus“) oder zur Verleugnung („Lenk dich ab“). In diesem Sinne kann man die unterschiedliche Intensität von Auseinandersetzung bzw. Intrusion oder Verleugnung auch als Folge dessen interpretieren, was ein bestimmtes soziales Umfeld nahe legt oder sogar ermöglicht. Dies ist vor allem deshalb von Bedeutung, weil es der spontanen, naiven Annahme Außenstehender widerspricht, ein Trauma sei umso schlimmer einzuschätzen, je deutlicher eine Person an Intrusionssymptomen leidet. Das Gegenteil kann der Fall sein, nämlich, dass jemand sich durch ein verlässliches Umfeld vorübergehend mehr „Intrusion“ leisten kann und sich dann schneller erholt. Insgesamt gibt es dafür jedoch kaum feste Regeln.⁷

REDDEMANN und SACHSSE weisen darauf hin, dass es dann zu einer Störung des Bewältigungsprozesses kommen kann, wenn dem Betroffenen von relevanten Anderen die eigene Wahrnehmung abgesprochen wird. Insgesamt zeigen zahlreiche Untersuchungen die eminente Bedeutung, die „soziale Unterstützung“ für die Erholung von einem traumatischen Erlebnis hat. Worin diese genau liegen kann, soll unter dem Punkt „Anerkennung“ ausführlicher besprochen werden.

Dissoziation

Innerhalb der Dialektik von Auseinandersetzung und Abwehr kommt dem Phänomen der Dissoziation eine herausragende Bedeutung zu.⁸ Dissoziation ist ein „Trauma-Coping-Mechanismus“, der, wie REDDEMANN und SACHSSE betonen, eingesetzt werde, wenn es keine Möglichkeit zu Kampf oder Flucht gebe. („Coping“ ist ein Ausdruck aus der Stresstheorie und bezeichnet Strategien zur Bewältigung von

⁷ Selbst für die viel praktizierte und gelobte Methode des „debriefing“ sind die empirischen Beweise weniger überzeugend als die Suggestionskraft des Begriffes nahe legt: Das Debriefing ist eine Methode der Krisenintervention, bei der in Kleingruppen nach einem festgelegten 7-Punkte-Programm vor allem zum schnellen Aussprechen der belastenden Erfahrung ermutigt werden soll. Neuere Kontrollstudien stellten zum Teil sogar negative Effekte fest (RAPHAEL et al 1995), was darauf zurückzuführen sein könnte, dass sich diese Methode wohl nur für Traumata eignet, die von einem einmaligen überwältigenden Vorkommnis („one single blow“) gekennzeichnet sind (vgl. MCFARLANE und YEHUDA, 1996).

⁸ Die zunehmend differenzierten Erkenntnisse über die verschiedensten Formen der Dissoziation können hier nicht dargestellt werden, sind jedoch für die therapeutische Bearbeitung von enormer Bedeutung (vgl. VAN DER KOLK, 2000).

Stressphänomenen) WILSON definiert Dissoziation als einen „Prozess, durch den bestimmte Gedanken, Einstellungen oder andere psychische Aktivitäten ihre Relation zu anderen psychischen Aktivitäten bzw. zur übrigen Persönlichkeit verlieren, sich abspalten und mehr oder minder unabhängig funktionieren.“ (zit. nach Reddemann/Sachsse, 1997, S. 118). Am bekanntesten ist die Form der Dissoziation, die manche Opfer als ein *Heraustreten aus dem eigenen Körper* beschreiben, wodurch sie sich selbst von außen beobachten. Erich FROMM nannte die Dissoziation dementsprechend eine „Spaltung zwischen beobachtendem Ich und erlebendem Ich“ (Fromm 1965). Vor allem missbrauchte oder misshandelte Kinder nutzen die Dissoziation als eine Möglichkeit, unerträgliche Realitäten zu verlassen. Wie alle Traumasymptome kann sich auch dieser ursprünglich schützende Mechanismus verselbständigen und zu dauerhaften Problemen führen, indem jemand etwa später nach bestimmten Auslösereizen (den so genannten „*Triggern*“) unwillkürlich die Realität verlässt, „dissoziiert“.

Sequentielle Traumatisierung nach Hans Keilson

Hans KEILSON hat eine systematische Langzeituntersuchung durchgeführt, bei der er die Entwicklung von jüdischen Kriegswaisen in Holland analysierte. Er führte dabei den Begriff der sequentiellen Traumatisierung ein, das heißt, er identifizierte drei „Sequenzen“, die das Trauma dieser Kinder ausmachten:

- die feindliche Besetzung der Niederlande und den Beginn des Terrors,
- die Phase der direkten Verfolgung (Deportation der Eltern und Kinder, die Trennung von Eltern und Kindern und die Konzentrationslager),
- die Phase nach dem Krieg, die von der kontroversen Entscheidung geprägt war, ob die Kinder in den holländischen Familien bleiben oder in eine jüdische Umgebung kommen sollten.

Diesem neuen Konzept von „Trauma als Prozess“ liegt insofern ein radikal anderes Verstehen von Trauma zu Grunde, als nun nicht mehr ein traumatisches Ereignis, sondern eine Abfolge von Ereignissen betrachtet wird. Entgegen dem intuitivem Verständnis von Trauma konnte Keilson zudem zeigen, dass für die langfristige „psychische Gesundheit“ der Kriegswaisen nicht unbedingt der Schweregrad der ersten beiden traumatischen Phasen entscheidend war. So ging es Kindern, die in der

Nachkriegszeit unter relativ guten Bedingungen aufwachsen, besser als Kindern, die eine schwierige Nachkriegszeit (dritte Sequenz) nach einer (vergleichsweise) weniger schrecklichen zweiten Sequenz erlitten hatten.

Inzwischen verweisen auch andere Traumaforscher auf den Prozesscharakter, indem sie zum Beispiel von der nicht zu unterschätzende Bedeutung der „*post-expositorischen Phase*“ (vgl. z.B. FISCHER, 1998) sprechen. Entscheidend für die Entwicklung psychischer Schwierigkeiten ist also nicht nur, wie grausam das Trauma an sich war, sondern wie es unmittelbar danach und später weiterging.

Diese Ergebnisse sind von enormer Bedeutung sowohl für die individuelle Traumatherapie als auch für die Reflexion kollektiver Prozesse. Die Aufmerksamkeit des Gegenübers allgemein wie auch des Therapeuten, der das Leiden des Opfers verstehen will, richtet sich meist intuitiv fast nur auf das, was in der ersten traumatischen Sequenz geschah („Wenn ich weiß, was dir vom Täter angetan wurde, kann ich dich besser verstehen“). Das Konzept der sequentiellen Traumatisierung ist vor allem deshalb revolutionär, weil es alle „mit in die Pflicht nimmt“, die mit dem Opfer zu tun hatten und haben, auch nach der Traumatisierung. Dies ist unmittelbar von politischer Bedeutung, wenn es etwa um Flüchtlingspolitik geht: Zur Heilung des Traumas kann die aufnehmende Gesellschaft einen wichtigen Beitrag leisten; es besteht jedoch die erhebliche Gefahr der *Re-Traumatisierung*, wenn beispielsweise Befragungen durch die Polizei (oder andere Konfrontationen mit ihr) der ursprünglichen traumatischen Szene stark ähneln. BECKER bemerkt dazu, dass es in KEILSONS Verständnis von Trauma also nicht nur um die Aufarbeitung vergangener Verbrechen gehe, sondern um die „fortgesetzte Relevanz der sozialen Umwelt, auch viele Jahre später noch“ (Becker, 2001c).

Sequentielle Traumatisierung bedeutet, Trauma nicht als einen einmaligen Vorgang zu denken, sondern als einen langen Prozess mit verschiedenen Phasen oder eben verschiedenen traumabezogenen Sequenzen .

Latenz

Ein weiteres wichtiges Merkmal von Trauma ist mit der Logik der sequentiellen Traumatisierung und mit der Logik des Gewaltaktes selbst eng verbunden: das Phänomen der Latenz. Um psychisch und physisch zu überleben, versucht das Gewaltopfer während der Tat unbewusst, eine Art Wahrnehmungsschutz aufzubauen, der

verhindert, dass es sich der vollen Tragweite dessen, was gerade passiert, klar wird. Dies kann insbesondere für das Ausmaß der Lebensgefahr gelten. Die volle Bedeutung, das Ausmaß der Lebensgefahr und damit die volle Wucht des Traumas erfasst das Opfer oft erst viel später.

Neben dem typischen Wechsel von Auseinandersetzung und Abwehr kann das Trauma deshalb auch so verlaufen, dass lange Zeit nach dem traumatischen Ereignis gar keine Symptome vorhanden sind, das Opfer die Gewalt scheinbar unbeschadet überstanden hat und erst viel später Symptome auftreten.⁹ Das Trauma kann also über einen kürzeren oder längeren Zeitraum "latent" bleiben. So hob der norwegische Psychiater Leo EITINGER bereits in seinen frühen Untersuchungen zum "Concentration Camp Syndrome" hervor, dass die norwegischen Überlebenden, die im Prinzip in eine stabile und unterstützende, sie als Helden feiernde Umwelt zurückkehrten, zunächst eine fast euphorische, symptomfreie Phase hatten und erst nach einiger Zeit schwere Symptome entwickelten. Eine erst kürzlich in Israel durchgeführte Studie kommt zu dem Ergebnis, dass viele Holocaust-Überlebende, die ihr Leben kompetent meisterten, im Alter - von außen unerwartet - unter massiven Traumasymptomen leiden (vgl. LANDAU und LITWIN 2000).

Von Bedeutung ist für den hier interessierenden Zugang zu kollektivem Trauma, dass das Phänomen der Latenz auf verschiedenen Ebenen sichtbar wird: So wurde etwa auch für die Auswirkungen auf die zweite Generation festgestellt, dass das, was weitergegeben wurde, eher im Bereich einer latenten psychischen Verwundbarkeit als im Bereich einer manifesten Schädigung liegt (vgl. Kapitel 1.2 Transgenerationale Weitergabe, S. 45ff).

Nachträglichkeit

Verwandt mit dem Phänomen der Latenz – in manchen Fällen vielleicht sogar als ihre Ursache verstehbar – ist die bereits von FREUD im Zusammenhang mit Trauma konstatierte „Nachträglichkeit“. Er beschrieb, dass Opfer von sexuellem Missbrauch oft deshalb in der Pubertät an Symptomen zu leiden beginnen, weil ihnen die Bedeutung des Erlebten erst durch das Gewahrwerden der eigenen Sexualität bewusst

⁹ Traumatherapeuten weisen darauf hin, dass etwaige psychosomatische Beschwerden dann oft nicht mehr mit dem Trauma in Verbindung gebracht werden.

wird. Durch das wachsende Bewusstsein für Sexualität erkennen sie das ursprünglich vielleicht nur diffus als „falsch“ Erlebte nachträglich zutreffend als sexualisiert. Analog kann bei Erwachsenen die Phase der latenten Traumatisierung durch plötzliches Bewusstwerden beendet sein. Bessel VAN DER KOLK und Alexander McFARLANE beschreiben die Reaktion einer vergewaltigten Frau, die Monate später erfuhr, dass der gleiche Täter ein weiteres Sexualopfer umgebracht hatte. Erst dann entwickelte sie starke Symptome (McFarlane/van der Kolk, 2000, S. 31).

Das Phänomen der „Nachträglichkeit“ illustriert besonders deutlich den Prozesscharakter des Traumas: Das vergangene Trauma wirkt nicht nur (linear-kausal) auf das gegenwärtige Erleben, sondern das gegenwärtige Leben wirkt auf die traumatische Erinnerung zurück, die Gegenwart verändert die Vergangenheit. LAPLANCHE und PONTALIS definieren Nachträglichkeit so: „Erfahrungen, Eindrücke, Erinnerungsspuren werden später aufgrund neuer Erfahrungen und mit dem Erreichen einer anderen Entwicklungsstufe umgearbeitet. Sie erhalten somit gleichzeitig einen neuen Sinn und eine neue psychische Wirksamkeit“ (Laplanche/Pontalis, 1972, S. 313). A. MODELL (1990) versteht unter Nachträglichkeit einen „Prozess, bei dem Erinnerungen durch neue Erfahrungen geprüft und modifiziert werden“ (zit. nach Kerz-Rühling, 2000, S. 472). Für das Verständnis von Trauma von besonderer Bedeutung ist, dass nicht das Erlebte allgemein „nachträglich umgearbeitet“ wird, „sondern selektiv das, was in dem Augenblick, in dem es erlebt worden ist, nicht vollständig in einen Bedeutungszusammenhang integriert werden konnte (Laplanche/Pontalis, 1972, S. 314).“¹⁰

Stabilität - Erschütterung

Eine der zentralen Metaphern, mit der Traumata beschrieben werden, ist die der Erschütterung. Durch ein traumatisches Erlebnis werden menschliche Grundüberzeugungen erschüttert: der Glaube an eine im Prinzip gute Welt, das Vertrauen in die eigene Selbstwirksamkeit, d.h. in das Gefühl, äußeren Umständen nicht hilflos ausgesetzt zu sein, sondern aktiv handelnd wirksam sein zu können. Für die amerikani-

¹⁰ Auf die vielfältige und kontroverse Debatte des Nachträglichkeitsbegriffes innerhalb des psychoanalytischen Diskurses, vor allem auch in der lateinamerikanischen Psychoanalyse, sei hingewiesen, ohne dass diese hier nachgezeichnet werden kann (vgl. dazu ebenfalls KERZ- RÜHLING, 2000).

sche kognitive Psychologin Ronnie JANOFF-BULMANN sind diese „erschütterten Grundüberzeugungen“ (*shattered assumptions*) nicht nur ein Phänomen von vielen, sondern der Kern jeden Traumas (Janoff-Bulmann, 1992). Zentral ist für sie neben dem Glauben an eine halbwegs „heile Welt“, dass die Vorstellung der Unverletzbarkeit der eigenen Person radikal in Frage gestellt werde. Um ihre Thesen zu differenzieren, hat sie ausführlicher untersucht, welche Grundannahmen bei verschiedenen Traumatisierten konkret erschüttert wurden und wie sich vorausgegangene vergleichbare Erfahrungen auswirken. Tatsächlich konnte sie feststellen, dass für Menschen, deren Vertrauen in die gute Welt schon durch vorherige traumatische Erfahrungen in Frage gestellt worden waren, die unmittelbare Erschütterung direkt nach einem traumatischen Ereignis geringer war als bei Menschen, die bis dahin an eine gute Welt geglaubt hatten. Allerdings erholten sich die „Gutgläubigeren“ in Janoff-Bulmanns Untersuchungen langfristig trotzdem schneller (was sie mit besseren Coping-Mechanismen erklärt). Auch wenn vielleicht nicht alle Theoretiker die Erschütterung von Überzeugungen ins Zentrum des Trauma-Verständnisses rücken würden, so ist doch die Reorganisation und Restitution von Selbst- und Weltverständnis wesentlicher Bestandteil der spezifisch menschlichen Traumaverarbeitung.¹¹

Die Frage nach der Auswirkung der Vorgeschichte kann jedoch auch aus einem anderen Gesichtspunkt betrachtet werden als dem der „Erschütterung“, nämlich dem der „*Prämorbidität*“. Die Frage, worauf das Trauma trifft, wurde vor allem aus psychoanalytischer Perspektive sehr differenziert gestellt. Es ist aus dieser Sicht nicht nur eine Frage nach den vorhandenen Vorstellungen, sondern danach, wie das Trauma insgesamt mit der bis dahin ausgeprägten psychischen Struktur interagiert. So weiß man z.B., dass der frühe Tod eines Geschwisters bei ausgeprägter Geschwisterrivalität schwerere Folgen hat als bei weniger ausgeprägter: Das überlebende Kind fühlt sich (mit-)schuldig für den Tod des Geschwisters, da es unbewusst

¹¹ Gerne werden für Traumverarbeitung spektakuläre Analogien aus der Tierwelt herangezogen, etwa die Tatsache, dass das Beutetier oft schon aus psychischer Lähmung stirbt, bevor das Raubtier zubeißt. Diese Analogien helfen, den physiologischen Teil der Traumareaktion und -verarbeitung nicht zu unterschätzen. Allerdings eignet sich der Vergleich m.E. je nach Art der Traumatisierung unterschiedlich gut: Bei *man-made disasters*, in deren Zentrum unter Umständen länger anhaltende pathogene Täter-Opfer-Beziehungen stehen, bietet sich der Vergleich weniger an als etwa bei Schocktraumata wie einem schlimmen Verkehrsunfall, der das klassische „Kampf/Flucht-Schema“ aktiviert.

die eigene Aggression mit dafür verantwortlich macht. Sehr häufig aktiviert das Trauma, wenn in seinem Zentrum der Verlust naher Bezugspersonen steht, frühere schwere Verluste und bringt dann sozusagen das Fass zum Überlaufen.

Politisch brisant wurde diese Frage im Kontext der Entschädigungsverfahren, als Überlebende des Holocaust sich aus heutiger Sicht unzumutbare Fragen über ihre mögliche „prämorbid Störung“ gefallen lassen mussten, die an den psychischen Schwierigkeiten mehr schuld sein sollten als KZ-Haft, Folter und Ermordung von Angehörigen. Den Psychoanalytiker Kurt EISSLER veranlassten diese entwürdigenden Verfahren zu der berühmt gewordenen Frage: „Die Ermordung von wie vielen seiner Kinder muss ein Mensch symptomfrei ertragen, um psychisch gesund zu sein?“ (Eissler 1963)

Auch aus therapeutischer Sicht, das heißt aus der Heilungsperspektive, gibt es eine hitzige Kontroverse um das Thema Stabilität. Lange Zeit orientierten sich die meisten Psychotherapien auch bei Traumata am Paradigma der Aufarbeitung. In unterschiedlicher Ausprägung war es erklärtes Ziel, sich der Auseinandersetzung mit dem Trauma zu stellen, es z.B. wiederzuerleben, kathartisch abzureagieren, in jedem Fall die Konfrontation mit dem Erlebten zu wagen. Im Sinne der oben skizzierten Dialektik zwischen Vermeidung und Annäherung ergriff die Psychotherapie in jedem Fall Partei gegen die Vermeidung. Erst in neuerer Zeit entwickelte sich in dieser Hinsicht bei manchen Therapeutinnen mehr Zurückhaltung. Zweifel am Allheilmittel und der Möglichkeit der Aufarbeitung kommen auf. Zunehmend wird die Schutzfunktion der Vermeidung honoriert. Dies bedeutet zunächst, dass sich Therapie mehr am Selbstschutzmechanismus der Psyche orientiert, d.h. dass unter Umständen gewartet werden muss, bis genügend Stabilität erreicht ist, um sich der „Exposition“ zu stellen. In vielen Fällen endet die Therapie dann sogar mit dieser „Stabilisierungsphase“ und beschränkt sich darauf, eine gewisse Stabilität zu erreichen und zu erhalten (vgl. REDDEMANN/SACHSSE, 1997).

Schuld

Da die offizielle Klassifizierung von Trauma als psychiatrische Diagnose im *Diagnostisch-Statistischen Manual* (DSM) der *American Psychiatric Association* eng mit der Anerkennung des spezifischen Leidens der Vietnam-Veteranen verknüpft war, wurden die für Vietnam-Veteranen so charakteristischen quälenden Schuldge-

fühle als eine Form von Intrusionssymptomen in die Traumadiagnose mitaufgenommen. Tatsächlich scheinen zwar Schuldgefühle für die meisten Überlebenden von Gewalterfahrung eine herausragende Rolle zu spielen, jedoch lohnt sich ein differenzierter Blick auf die unterschiedliche psychologische Bedeutung und den je realen Hintergrund. So wird zum Beispiel psychodynamisch argumentiert, dass irrationale Schuldgefühle dazu dienen können, sich die real gegebene völlige Ohnmacht nicht eingestehen zu müssen, d.h. dass es für das psychische Gleichgewicht leichter erträglich sein kann, schuld gewesen statt völlig ohnmächtig gewesen zu sein. Bereits Sandor FERENCZI verwies auf die besondere Bedeutung, die dies bei Kindern haben kann: Wenn Kindern von einer nahen, geliebten Bezugsperson Gewalt angetan wird, dann ist es für sie oft leichter, die Schuld auf sich zu nehmen (also etwa sich zu Recht bestraft zu fühlen) als - psychisch - die Bezugsperson zu verlieren, d.h. einsehen zu müssen, dass die bis dahin für gut gehaltenen wichtige Bezugsperson sich so schlecht verhalten hat (vgl. Ferenczi 1933). Mathias HIRSCH nimmt an, dass dieser paradox anmutende Prozess - nämlich dass das Opfer die Schuldgefühle hat, die der Täter haben sollte - auch charakteristisch für schwere Beziehungstraumata im Erwachsenenalter sein könnte. Er beschreibt ein charakteristisches „traumatisches Schuldgefühl“:

„Schwere Gewalt- und Verlusterfahrungen hinterlassen einen Fremdkörper im Selbst, ein Introjekt, das Schuldgefühle verursacht. Das Paradoxon, dass das primär unschuldige Opfer [...] unter schweren Schuldgefühlen leidet, während der Täter weder Schuldgefühle hat noch irgend eine Schuld anerkennt, kann eigentlich nur damit aufgelöst werden, dass das Opfer den Täter lebensnotwendig braucht [...].“ (Hirsch, 2000, S. 457)

Hier klingt an, wie komplex bei genauerem Hinsehen das Beziehungsgeschehen ist, das sich zwischen Täter und Opfer entwickelt und das in seiner vielschichtigen Bedeutung zentral für den Inhalt des Traumas ist.

Meist übersteigt das Schuldgefühl in seinem Ausmaß jede reale Verantwortung, es kann aber dennoch wichtig sein, den Teil der Verantwortung anzuerkennen, der tatsächlich beim Traumatisierten lag. HERMAN (1993) weist auf die Tendenz hin, Schuldgefühle zu schnell zu entkräften. Dies helfe jedoch auch den Klienten nicht, da es darum gehe, zwischen dem tatsächlichen Anteil an Verantwortung und der zu Unrecht übernommenen Schuld zu unterscheiden. Allerdings gestaltet sich dies

häufig als besonders schwieriger Balanceakt. FISCHER warnt in diesem Zusammenhang davor, dass die Frage nach der „Mitschuld“ sehr schnell in Richtung der typischen Abwehrstrategie der Umwelt geht, die - statt das traumatische Leid anzuerkennen und auszuhalten, dass hier jemandem unschuldig etwas Schlimmes zugestoßen ist - allzu schnell dem Opfer die Schuld gibt. Diese Strategie ist als „*blaming the victim*“-Strategie bezeichnet worden und ist vor allem typisch für den gesellschaftlichen Umgang mit Vergewaltigung (Fischer 1998, S. 181).

In bezug auf die Vietnam-Veteranen war der bezeichnete Balanceakt von besonderer Bedeutung. Robert LIFTON nannte sein Buch über die Veteranen „*Neither Victims nor Perpetrators*“. Die Soldaten in Vietnam seien von ihrem Staat für einen ungerechten und grausamen Krieg instrumentalisiert worden, insofern also Opfer, innerhalb dieses Opferseins jedoch zu Tätern in diesem Krieg geworden. Lifton hat in seiner Arbeit mit Selbsthilfegruppen ein Konzept entwickelt, das helfen sollte, die meist lähmende Auseinandersetzung mit der eigenen Schuld umzuwandeln: das der „*animating guilt*“ (Lifton, 1973). Lifton sah, dass er den Vietnam-Veteranen die Schuld nicht ausreden konnte, da sie auch schuldig geworden waren; es musste deshalb darum gehen, diese Schuldgefühle in etwas Lebendig-Machendes zu verwandeln, von der Lähmung zum Handeln zu kommen. In diesem Zusammenhang ist außerdem der Hinweis von SHAY (1994) bedeutsam, der bei kriegstraumatisierten Vietnam-Veteranen einen Verstoß gegen geschriebene oder ungeschriebene Regeln als wichtigen Faktor für die Entwicklung schwer wiegender Symptome feststellte. Den Schuldgefühlen liegt also unter Umständen auch ein Versagen vor der eigenen Moral zugrunde. Als quälende Sequenz, an der sich für sie Schuldgefühle festmachten, tauchten bei vielen Veteranen nicht vietnamesische Opfer, sondern die Bilder von Kameraden auf, für deren Tod sie sich mitverantwortlich fühlten (vgl. S. 88).

Die Schuldfrage lässt sich innerhalb der Dialektik des Traumas dem Pol der Auseinandersetzung zuordnen, wobei diese Art der Auseinandersetzung sehr zwanghaften, quälenden Charakter bekommen kann. So waren viele Holocaust-Überlebende jahrelang von der Erinnerung an eine ganz konkrete Szene gequält, in der sie ihrer Meinung nach anders hätten handeln können.

Re-Inszenierung und Wiederholungszwang

Wenn die Psyche von traumatischen Ereignissen überflutet wird und die Verarbeitungsmöglichkeiten dementsprechend überfordert sind, erfolgt nicht unbedingt eine unmittelbare Reaktion. Stattdessen „merkt“ sich die Psyche die Ereignisse und sucht zu einem späteren Zeitpunkt nach einem Ausdruck für das Trauma, idealtypisch in der Hoffnung, dass es dann bearbeitet werden kann.

Bereits FREUD selbst war zu der Überzeugung gelangt, dass bestimmte Erinnerungen nicht *direkt* analysiert werden können, sondern dadurch nach Bearbeitung „rufen“, dass sie in der Übertragungsbeziehung mit dem Therapeuten wiederholt werden (vgl. Freud, 1914). Dieser Vorgang wird auch als „Re-Inszenierung“ bezeichnet, und in bezug auf Trauma als „Wiederholungszwang“. Dem liegt eine ähnliche Vorstellung zu Grunde, wie dem entwicklungspsychologischen Verständnis vom Spiel der Kinder: Kinder spielen in Rollenspielen häufig Situationen nach, in denen sie sich als ohnmächtig erlebt haben. Im Spiel wird die Beherrschung der Situation wiederhergestellt (vgl. MERTENS 1992), die Kinder wollen sich wieder als machtvoll erleben. Der erwachsene Traumatisierte, für den ebenfalls das Erleben der Ohnmacht zentral war, stellt „Szenen“ her oder sucht „Szenen“ auf, die der traumatisierenden Situation ähnlich sind. Man könnte sagen, dass die „Psyche“ diese Situationen herstellt oder sucht, um diesmal - ähnlich den Kindern im Spiel - eine neue, eine bessere Erfahrung zu machen. Dieser Versuch kann jedoch auch scheitern, dann nämlich, wenn der Traumatisierte keine bessere Erfahrung macht, in der Re-Inszenierung nicht „geheilt“, sondern re-traumatisiert wird. Man spricht dann von Wiederholungszwang. In der Wiederholung liegt also die Chance der „Heilung“ und gleichzeitig im „Wiederholungs-Zwang“ ihr größtes Hindernis.

Nach Einschätzung FISCHERS gab es in der Diskussion um das Konzept des Wiederholungszwangs ein der prekären Schuldfrage verwandtes Problem: Im Zusammenhang mit der so genannten Opferforschung wurde anhand des Konzepts der *Traumatophilie* die Frage diskutiert, ob es eine typische „Opferpersönlichkeit“ gebe, die sich traumatische Erfahrungen systematisch „zuziehe“. Die Diskussion erinnerte dann eher an die oben skizzierte Abwehrstrategie *“blaming the victim”* (vgl. Fischer 1998).

Ohnmacht/Macht/ Selbst-Bemächtigung

Was in der eingangs zitierten Arbeitsdefinition von Trauma als “Überforderung des seelischen Systems” bezeichnet wurde, lässt sich im Kontext von *man-made-disaster* auch als Erfahrung absoluter Ohnmacht beschreiben. Vor allem für Traumatherapeuten und -theoretiker, die das Trauma im *politischen* Kontext verorten, steht im Zentrum des Traumas die Erfahrung von Ausgeliefertsein und Ohnmacht. Dies liegt nahe, da die Gewaltausübung, die Traumatisierung verursacht, eine Machtausübung ist. Auch viele der dem Trauma folgenden Symptome können als teilweiser Verlust der Macht über sich selbst oder als Kontrollverlust bezeichnet werden, so z.B. die sich aufdrängenden Erinnerungen oder *flashbacks* (Intrusionen), oder etwa das plötzliche Wegkippen (Dissoziationen).

Für Macht und Ohnmacht sensibilisierte Therapeutinnen und Therapeuten achten deshalb in der therapeutischen Beziehung in besonderem Maße darauf, nicht die traumatisierende Grenzüberschreitung zu wiederholen. So lassen Therapeuten bei Folteropfern die Patientinnen manchmal bewusst eine weitere Person (Freund oder Freundin) in die Therapiesitzung mitnehmen, da die Zweiersituation “mächtiger Therapeut - reagierender, ohnmächtiger Patient” Assoziationen an das ursprüngliche Ausgeliefertsein in der traumatisierenden Szene weckt. Ähnlich achten feministische Therapeutinnen (z.B. bei Opfern sexuellen Missbrauchs) in besonderem Maße darauf, in der Therapie nicht übergriffig zu sein und der Patientin so viel Kontrolle wie möglich zu überlassen (z.B. indem sie sich jeweils vergewissern, wie es der Patientin mit dem gewählten Vorgehen geht: „Ist es okay, wenn ich jetzt genauer nachfrage...“ vgl. HILSENBECK 1996, 1997).

Von besonderer Bedeutung ist diese Perspektive auf Trauma für die Entwicklung psychosozialer und gesellschaftlicher Interventionen, wie sie im Kapitel II diskutiert werden: Psychosoziale und gesellschaftliche Interventionen dürfen nicht die Abhängigkeit verstärken, sondern müssen im Sinne des *empowerment* Möglichkeiten schaffen, die zur Wiedergewinnung von Macht über sich selbst führen (vgl. unten S. 96 Interview mit David BECKER am 9.4.2002) In Krisenregionen können dies die ganz aktuell anstehenden, lebensnotwendigen Aktivitäten sein. In vielen Fällen hat sich gesellschaftliches oder politisches Engagement als hilfreich erwiesen, um wieder ein Gefühl für die eigenen Fähigkeiten zu entwickeln. Opfer von Menschenrechtsverletzungen (Folter) engagieren sich häufig gegen Menschenrechtsverletzun-

gen und gewinnen so Macht über die Folterer zurück. Insgesamt lassen sich verschiedene der hier dargestellten Heilungs- und Selbstheilungsversuche als unterschiedlich wirksame Strategien der Selbstbemächtigung verstehen: In der *Re-Inszenierung* liegt die Hoffnung, nun Macht über die „gleiche“ Situation zu gewinnen; *Rache* will die Machtverhältnisse umkehren; öffentliche Zeugenaussagen (siehe unten S. 41 zu *testimony*) sind ein machtvoller politischer Akt.

Die Spuren des Täters im Opfer

Die Gewaltausübung des Täters am Opfer lässt sich aus psychologischer Sicht auch als komplexes Beziehungsgeschehen analysieren. Dies ist deshalb von besonderer Bedeutung, weil bei *man-made disasters* ein zentraler Schlüssel für das Verständnis des Traumas im Verstehen dieses Beziehungsgeschehens liegt. Was hat sich zwischen Täter und Opfer ereignet? Hier erscheint es besonders schwierig, allgemeine Aussagen zu treffen. Hatten Täter und Opfer kaum, nur kurz, oder etwa im Rahmen einer Monate oder Jahre andauernden Haft miteinander zu tun? HIRSCH versucht trotzdem folgende sehr allgemeine Aussage:

„[...] Schwere Traumatisierung bedeutet massive Grenzüberschreitung, ein Einreißen der Grenze zwischen Subjekt und Objekt, Täter und Opfer. Der Implantation des Bösen durch den Folterer folgt die Introjektion, das Einrichten einer entsprechenden „tyrannischen Instanz“ im Opfer selbst, die es nun weiter entwertet und schuldig spricht – das Introjekt macht Schuldgefühle.“
(Hirsch 2000, S. 642)

Was in der kognitiven Psychologie als *“shattered assumptions“*, als „erschütterte Annahmen“ bezeichnet wird, kann hier mit Blick auf das Täter-Opfer-Verhältnis differenziert werden: Der Täter dringt durch die Tat in die Innenwelt des Opfers ein, zerstört nicht nur Grundannahmen, sondern insgesamt die psychische Struktur des Opfers. Die ungerechtfertigte Übernahme des Schuldgefühls ist dabei nur ein Teil. In vielen Fällen von *man-made disasters* (also z.B. bei wiederholter Folterung durch den gleichen Folterer, bei Entführungen und bei wiederholtem sexuellem Missbrauch) ist es für das Opfer lebensnotwendig, sich intensiv mit dem Täter zu beschäftigen, sich partiell mit ihm identifizieren zu können, um ein Stück Kontrolle über die ansonsten von purer Ohnmacht gekennzeichnete Situation zu bekommen. In diesem Zusammenhang wird oft ein weiterer paradoxer Effekt beschrieben, näm-

lich dass ein unwillkürliches Gefühl der Nähe zum Täter entstehen kann, welches das Opfer jedoch wiederum innerlich in erhöhte Bedrängnis bringt, da es zugleich weiß, dass der Täter sein Gegner bleibt und bleiben muss.

Rache

Im Vergleich dazu, dass Rache und Rachegefühle in der kulturellen Auseinandersetzung mit Gewalt häufig vorkommen (etwa der elaborierte Racheplan der Hekabe in der griechischen Tragödie oder im Nibelungenlied) sind Rache und Rachephantasien sehr wenig zum Gegenstand der psychologischen Auseinandersetzung mit Folgen von Gewalttraumata geworden. Wenn Rachephantasien angesprochen werden, dann eher in kurzen Bemerkungen, die nicht näher diskutiert werden. So schreibt der ausgewiesene Traumaexperte Martin BERGMANN kurz und lapidar:

„Ob es uns gefällt oder nicht, die natürliche Reaktion auf ein Trauma ist der Wunsch, anderen dasselbe zuzufügen - nach Möglichkeit natürlich den Tätern, aber wenn dies nicht möglich ist, dann eben anderen.“ (Bergmann 1993, S. 20)

Bergmann spricht hier von einer "natürlichen Reaktion", deutet aber die Schwierigkeit, diese als solche zu sehen, nur an. Judith HERMAN deutet Rachegefühle im Sinne des oben als ein Kernstück von Trauma beschriebenen Ohnmachtgefühls. Sie sieht in Rachephantasien – interessanterweise ganz analog dazu auch in Vergebungsphantasien – den Versuch, die ohnmächtige Position wenigstens in der Vorstellung zu überwinden und stattdessen, je nachdem, die Macht zu haben, vergeben oder rächen zu können. Der oder die Traumatisierte sucht in der Rachephantasie Erleichterung, findet sie jedoch meistens nicht, da er oder sie, so Herman, häufig in Konflikt mit ihrem Selbstbild komme und sich dann als "Monster" erlebe. Die Bilder der Rachephantasie orientieren sich oft an der ursprünglichen Tat und können deshalb die quälenden Erinnerungen verstärken und Angst auslösen. Für Herman ist das Aufgeben der Rachephantasie deshalb ein Schritt zur Heilung:

„Wer seine Rachephantasien ablegt, gibt damit jedoch nicht auch seine Suche nach Gerechtigkeit auf, ganz im Gegenteil: Nun ist die Zeit gekommen, sich wieder mit anderen Menschen zusammenzutun und gemeinsam den Täter für seine Verbrechen zur Rechenschaft zu ziehen.“ (Herman 1993, S. 269)

Während die Rachephantasien oft einsam sind (da es meist aus Scham schwer fällt, sie mitzuteilen), ist die Suche nach Gerechtigkeit ein potentiell gemeinsames Anliegen. Unter Bezugnahme auf Hannah ARENDT, die betont, dass eine verbrecherische Tat die Gemeinschaft bedroht und dass es deshalb um „das Gesetz selbst und nicht um den Kläger“ geht, formuliert HERMAN eine Idealvorstellung von Genesung: Indem auch das Opfer nach einer Verurteilung des Täters strebt, sieht es diese als Frage des Prinzips an und weniger als die Befriedigung persönlicher Rachegefühle. Dies ermögliche das letztendlich heilsame Gefühl, „an einer wichtigen sozialen Handlung mitzuwirken“ (Herman 1993, S. 301).

Mit dieser Wendung formuliert HERMAN im Übrigen wiederum ein Motiv der griechischen Tragödie: Aischylos lässt den ursprünglich rachedurstigen Orestes (anders als Hekabe) zur Vernunft kommen, so dass er seine privaten Regungen letztlich den Gesetzesregeln unterwirft. Ähnlich wie Herman sehen VAN DER KOLK und McFARLANE, von denen das Beispiel stammt, dies als Ausweg aus der „traumatischen Rache“ (vgl. van der Kolk et al 2000, S. 64).

In diesen „therapeutischen“ Überlegungen ist Rache eine unreife Form der Reaktion auf zugefügtes Unrecht, die in eine reifere Form transformiert werden muss. Dieser Argumentation widerspricht explizit REEMTSMA, der hier den Einfluss des gesellschaftlichen Interesses hervorhebt. Nicht weil es für das Individuum besser ist, sondern weil die *Gemeinschaft* sich keine subjektive Willkür leisten will, müsse auf die Rache verzichtet werden:

„Fairerweise sollte demnach die staatlich verhängte Strafe nicht als geläutertes Substitut der Rache ausgelobt werden. Sie ist nicht das niedrige Bedürfnis in das sozial Akzeptable transformiert. Denn der Rachewunsch ist kein niedriges Bedürfnis, es sollte (als im Individuum fortbestehender Wunsch) nicht verachtet noch geächtet werden.“ (Reemtsma 2002, S. 81)

Ich verstehe Reemtsmas Plädoyer hier als Argumentation dafür, anzuerkennen, dass das Opfer, wenn es von der Rache Abstand nimmt, tatsächlich einen Verzicht leistet. Das gilt meines Erachtens auch für den therapeutischen Zugang: Statt im Sinne eines „das tut Ihnen nicht gut“ mögliche durch das Rachebedürfnis verursachte Scham- und Schuldgefühle noch zu verstärken, könnte es dann darum gehen, den Verzicht auf die persönliche Rache als Verzichtleistung zu benennen und zu würdigen.

Der Traumatisierte als anstrengendes Gegenüber

Von besonderer Bedeutung ist die Auswirkung des Traumas auf Beziehungen auch deshalb, weil im klassischen Verständnis das Trauma in einer weiteren Beziehung, der therapeutischen, „geheilt“ werden soll. So ist z.B. die Erkenntnis hilfreich, dass sich der Hass bzw. die Aggression, die eigentlich dem Täter gelten müsste, sehr häufig auf die Helfer und Helferinnen richten. Dies trifft nicht nur die helfende Therapeutin, sondern diese Dynamik entfaltet sich, da das Trauma als Agens wirksam bleibt, potentiell in jeder nachfolgenden Beziehung. Der Täter ist wie ein unsichtbarer Dritter anwesend, die Beziehungen sind oft von einer starken Destruktivität geprägt. In milderer Ausprägung wird das Gegenüber zumindest erst mal „getestet“. Da es das Opfer als überlebensnotwendig erlebt hat, seinen Mitmenschen nicht zu vertrauen, ist diese von Therapeuten oft als „Test“ bezeichnete misstrauische Grundhaltung, wie REEMTSMA hervorhebt, eine angemessene neue Überlebensnotwendigkeit. Reemtsma betont jedoch in diesem Kontext auch, dass das Trauma aus dem Opfer keinen besseren Menschen mache, sondern dass der Traumatisierte ein anstrengender, verletzlicher Mitmensch sei.

„Wem die normalen Erwartungen dem gegenüber, was er in einem Sozialverband für möglich, wahrscheinlich oder unmöglich halten darf, so gestört worden sind wie dem Opfer extremer Gewalt, der empfindet - posttraumatisch - eine generelle Verstörung, also, alltäglich gesprochen, ein Misstrauen auch gegen diejenigen, die „gar nichts dafür können“. So einerseits scheinbar magisch, so ungerecht dieses Affektgemisch auch anmuten mag, es dürfte durch noch so großes pädagogisches Raffinement nicht aus der Menschenwelt zu bringen sein. [...] Der Traumatisierte wird durch sein Trauma nicht besser. Der Umgang mit ihm ist mühsam, sein Verhalten tatsächlich scheinbar grundlos verletzend.“ (Reemtsma 1999, S. 210).

In einer sehr differenzierten Analyse „Der Umgang mit dem Trauma“, in der Hans HOLDEREGGER (1998) die typischen Gefahren einer intensiven therapeutischen Beziehungsarbeit nach dem Trauma beschreibt, illustriert der Autor, wie sich das Phänomen der Re-Inszenierung in der therapeutischen Beziehung auswirkt. In der sich zwischen traumatisiertem Patienten und Therapeuten entfaltenden „Szene“ kann es nicht nur dazu kommen, dass der Therapeut vom Patienten wie der Täter erlebt wird; auch umgekehrt fügt der Patient dem Therapeuten oft unbewusst etwas von dem zu, was er als traumatisch erlebt hat. Dies läuft nicht auf der konkreten Handlungs-

ebene ab, sondern der Patient lässt den Therapeuten in der Beziehungsdynamik (in Ansätzen) Ähnliches erleben.

Scham

Als Erklärung für das Nichtsprechenkönnen und -wollen vieler Traumatisierter werden häufig massive Schamgefühle angeführt. Scham ist ein zutiefst soziales und sozial geprägtes Gefühl. Es scheint wiederum bei unterschiedlichen Traumatisierungen eine unterschiedlich ausgeprägte Rolle zu spielen. Besonders stark sind Schamgefühle bei Opfern sexueller Gewalt (vgl. HERMAN 1993) oder sexueller Folter (vgl. BECKER 1992). Hier scheinen Opfer das Erlebte sehr oft als etwas zu empfinden, was mit Ekelgefühlen behaftet immer noch an ihnen klebt und das sie vermuten lässt, vom gegenwärtigen Gegenüber als Ekel erregend wahrgenommen zu werden, so als wären sie an dem Erlebten schuld.

LIFTON (1995) macht Scham aber auch als zentralen Faktor bei den Hiroshima-Überlebenden aus: In diesem Fall besteht die Scham darin, dass ihnen so etwas "passieren konnte" und geht so weit, dass sehr viele nicht zugeben wollen, dass sie zu den Bombenüberlebenden gehören. Dabei ist jedoch nicht endgültig zu entscheiden, inwiefern die Hemmung, über das Erlebte zu sprechen, mehr mit Scham oder mehr mit anderen Schutzmechanismen zu tun hat: Sicher spielt dabei eine Rolle, dass im modernen, aufstrebenden Japan niemand mehr daran erinnert werden will, dass man einmal derartig von den USA gedemütigt wurde. Insofern könnte man auch sagen, dass die Scham der Überlebenden mit der Scham der Gesellschaft korrespondiert.

Die britische Historikerin Catherine MERRIDALE (2000) arbeitet in der beeindruckenden Untersuchung "*Death and Memory in Russia*" heraus, wie schwer es für Opfer des Stalinismus bis heute ist, über das eigene Opfergewordensein oder die Ermordung von Angehörigen zu sprechen. Neben einer andauernden Identifikation mit dem Aggressor wecken auch ihre Beschreibungen den Eindruck einer zu Grunde liegenden großen Scham, Opfer geworden zu sein.

Schweigen und Aussprechen

Eng verbunden mit der Dialektik von Auseinandersetzung und Abwehr ist das Thema Schweigen, das sowohl auf kollektiver als auch auf individueller bzw. familiärer Ebene häufig diskutiert wird: So ist von einer Mauer des Schweigens zwischen den Generationen die Rede (BAR-ON, 1996) oder vom kollektiven Schweigen in Deutschland nach dem Holocaust (z.B. SCHITTENHELM, 1996). Zunehmend wird dabei darauf hingewiesen, dass Schweigen ganz unterschiedliche Gründe und Bedeutungen haben kann (vgl. S. 52)

Die Traumatherapeutin Luise REDDEMANN (siehe Abschnitt Stabilität - Erschütterung, oben, S. 29f) betont die schützende Funktion der Dissoziation, des Abspaltens und sich nicht Konfrontierens, formuliert also ein Plädoyer dafür, nicht immer alles auszusprechen.

Der lateinamerikanische Psychotherapeut Marcelo VINAR hebt dagegen die emanzipatorische Funktion des Aussprechens hervor, weshalb er auch in seinen Beiträgen Foltergeschichten bewusst beschreibt. Für ihn ist das therapeutische Ziel mit dem politischen verbunden, Folter vor der Weltöffentlichkeit weiter zu skandalisieren.

Bei diesem Thema werden jedoch auch Kulturspezifika deutlich: Schweigen und Aussprechen kann kulturell ganz unterschiedlich bewertet sein. So könnte Vinars Plädoyer für Aussprechen und Bezeugen auch als typisch für einen spezifischen lateinamerikanischen Umgang interpretiert werden (vgl. MEDICO INTERNATIONAL, 2001). Norbert ROPERS berichtete mündlich¹² von einer öffentlichen Kontroverse zwischen buddhistischen Gelehrten und einem buddhistischen Mönch darüber, ob *“forgive and forget”* oder *Aussprechen und Bearbeiten* zur buddhistischen Kultur Sri Lankas im Hinblick auf die Kriegserfahrungen besser passen. „Konfliktbearbeitung“ erschien den Gelehrten eine typische christliche Figur zu sein.

Testimony/ Witness

Dori LAUB und Shoshana FELMAN (1994) beschreiben die Aufgabe des Gegenübers eines Traumatisierten als Aufgabe der Bezeugung (*testimony*) der Tat. Somit ist

¹² über eine von ihm auf Sri Lanka im Rahmen des Berghof-Projekts *Resource Network for Conflict Studies and Transformation Sri Lanka* (RNST) organisierten, öffentlichen Veranstaltung

auch der Therapeut oder die Therapeutin nicht nur Therapeutin, sondern wird zur Zeugin. Diese bei Laub und Felman sehr differenzierten Überlegungen beziehen sich dabei bei weitem nicht nur auf die therapeutische Beziehung, sondern auf ganz unterschiedliche Formen des Bezeugens (wie etwa im von Laub mitbegründeten „*Fortunoff Video Archive for Holocaust Testimonies*“).

Die Ausführungen zu *testimony* lassen sich auch als alternative Perspektive auf das Phänomen der *indirekten* Traumatisierung lesen: Der Therapeut wird zum Zeugen und Mitwisser der historischen Grausamkeit. Er hat es allerdings oft nicht in der Hand, ob ihn der Klient als „Zeugen“ wahrnimmt, oder eben, wie oben beschrieben, in der Übertragung als den Täter.

Auch das Kopenhagener Zentrum „*Rehabilitation-Center for Torture Victims*“ (RCT) arbeitet mit der Methode des *Testimonio*, des öffentlichen Zeugnisses der Überlebenden (AGGER und JENSEN 1990):

„Nach einer Beschreibung seiner traumatischen Erfahrung und Exilsituation versichert der Überlebende öffentlich die Wahrheit seiner Aussage. Dann wird sie ihm in ritueller Form wieder vorgelesen, um sein persönliches Leiden in ein Zeugnis (*testimony*) zu verwandeln, das öffentliche Anerkennung findet. Tatsächlich hat die systematische Dokumentation von Folterberichten im RCT Kopenhagen in vielfachen politischen Zusammenhängen schon Auswirkungen gehabt, etwa bei Fragen einer politischen oder wirtschaftlichen Unterstützung von Folterregimen“ (Fischer 1998, S. 247)

Die Bedeutung des Todes und der Toten

Im Zentrum des Traumas steht - sogar in der offiziellen Klassifikation psychischer Störungen - die Auseinandersetzung mit dem Tod, dem eigenen oder dem von nahen Menschen. Während bei der offiziellen Trauma-Diagnose nach dem *Diagnostisch-Statistischen Manual* (DSM IV) jedwede Art von Konfrontation mit dem Tod gemeint sein kann, wurden Menschen im Kontext von kollektiven Traumata meist nicht nur mit der Möglichkeit des eigenen oder fremden Todes konfrontiert, sondern haben das Sterben von vielen anderen miterlebt. Dies ist von immenser Bedeutung für

den Kontakt mit Lebenden in der Phase nach dem traumatisierenden Ereignis, also etwa während der therapeutischen Traumabearbeitung.¹³

David BECKER (2001c) vermutet aus der Therapeutenperspektive, „dass viele KZ-Überlebenden real den Toten näher stehen als den Lebenden, weil diese Toten das KZ erlebt haben und das Schicksal der Überlebenden verstanden hätten, während wir, die wir nicht im KZ waren, uns mit der Qual auseinandersetzen müssen, von diesem Tod zu hören.“ (Becker, 2001c, vgl. auch Becker, 1990) Ähnlich beschreiben Elisabeth BRAININ, Vera LIGETI und Sammy TEICHER, wie sehr das eigene Leben nach der Befreiung von einer starken Verbundenheit mit den Ermordeten bestimmt gewesen sei. Das Gefühl, die Aufgabe zu haben, Zeugnis für die Toten abzulegen, sei oft für das Überleben selbst entscheidend gewesen.

„Diese Aufgabe verhalf dazu, eine narzisstische Besetzung (gemeint ist die nötige Selbstliebe, A.K.) der eigenen Person wieder zu finden, ohne die das Überleben, auch nach der Befreiung, nicht möglich gewesen wäre. Müller (1979) berichtet davon in seinem erschütternden Dokument über das Sonderkommando in Auschwitz. In Momenten absoluter Verzweiflung, in denen nur mehr der Wunsch, selbst zu sterben, die Angst vor dem Tod überwog, waren es andere zum Tode verurteilte Häftlinge, die ihn an seine Aufgabe erinnerten, der Welt von den Verbrechen Zeugnis abzulegen. Damit halfen sie ihm, seine narzisstische Besetzung wieder zu finden, die ihn neben allen Zufällen am Leben bleiben ließ.“ (Brainin et al 1994, S. 56)

Das häufiger beschriebene Motiv, Zeugnis abzulegen, kann also auch als eine weiterbestehende Bindung an die Toten gesehen werden. Wenn diese Bindung für das Überleben als wesentlich erlebt wurde, dann ist auch nachvollziehbar, wie sehr sie im Danach wirksam bleibt. In beiden Fällen wird deutlich, wie sehr die Überlebenden den Toten nahe stehen.

Die hier dargestellten Beispiele bezogen sich auf den Holocaust. Allgemeiner lässt sich fragen, in welchem Maße und in welcher Art im Kontext kollektiver Traumata, bei denen es Überlebende und Tote gibt, die Überlebenden von einer Bindung an die Toten bestimmt sind. Die Aufgabe, Zeugnis abzulegen, wurde sicher im KZ besonders stark erlebt. Insgesamt ist es vermutlich für das Verständnis vieler Trau-

¹³ Lifton hatte bereits in seinen frühen Arbeiten über die Überlebenden des Atombombenabwurfs von Hiroshima auf deren *death imprint* hingewiesen und wies dieser Todesprägung auch für die Vietnamveteranen eine herausragende Bedeutung zu (LIFTON 1973, 1995).

matisierungen wichtig, nicht nur das allgemeine Wissen über Traumaverarbeitung zu berücksichtigen, sondern auch jene besondere Beziehung zu den Ermordeten. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass auch in der Forschung über Trauer immer öfter die Hypothese vertreten wird, dass fortbestehende Bindungen zu den Toten nicht im Sinne eines pathologischen Trauerprozesses gesehen werden müssen (vgl. KLASS/SILVERMANN/NICKMAN et al 1996). Für den gesellschaftlichen Umgang mit kollektiven Traumata sind diese Reflexionen von besonderer Bedeutung.

2 Transgenerationale Weitergabe als Brücke zwischen kollektivem und individuellem Trauma

Als Erklärung dafür, warum man bei *“man-made-disasters“* oft schwer wiegende Langzeitfolgen feststellt, bietet sich ein Konzept an, das sich innerhalb der psychologischen Trauma-Diskussion in den letzten 20 Jahren zunehmend etabliert hat: das Konzept der Trauma-Weitergabe von einer Generation zur nächsten. Diese Vorstellung entstand, als erstmals Kinder von Holocaust-Überlebenden verstärkt in den Blick der Forschenden gerieten. In den ersten wissenschaftlichen Arbeiten zu diesem Thema gab es eine erstaunlich hohe Übereinstimmung in der Beschreibung von Schwere und Besonderheit psychischer Belastungen, unter denen Nachkommen von Holocaust-Überlebenden leiden. Sie ähnelten zudem den bereits vorher festgestellten Belastungen der Eltern. Da die Theorie der transgenerationalen Weitergabe anhand der Holocaust-Folgen entwickelt wurde und bis heute die differenziertesten Untersuchungen und Überlegungen in diesem Zusammenhang entstanden sind, bezieht sich die folgende Darstellung ebenfalls nur auf diesen Kontext.

2.1 Der Einfluss des Holocaust auf die Nachkommen der Opfer

Die meisten Reflexionen über die „Weitergabe des Holocaust“ entstanden aus den Erfahrungen, die PsychotherapeutInnen, zumeist PsychoanalytikerInnen, mit Nachkommen von Überlebenden sammelten, aufzeichneten und in der Fachwelt im Austausch mit anderen zur Diskussion stellten (dies vor allem in den letzten Jahren, vgl. z.B. Lilian O'NEILL COHN et al., 2000). Aber auch so genannte repräsentative systematische Untersuchungen an „nichtklinischen“ Populationen (also Menschen, die sich nicht in Therapie begeben hatten) wurden durchgeführt.

In einer Art Metaanalyse der ersten Publikationswelle stellt Miriam RIECK (1991) insgesamt übereinstimmende Darstellungen der Eltern-Kind-Beziehung (emotional kühl und zugleich übermäßig beschützend) und der Familienatmosphäre (deprimierend und misstrauisch) fest. So seien etwa die Geschwisterbeziehungen oft

von heftigen Streitereien geprägt. Charakteristisch für diejenigen Nachkommen, die sich in Psychotherapie begeben hätten, seien Depressionen, Apathie und Schuldgefühle gewesen, oft als Ausdruck spezifischer Schwierigkeiten im Separations- und Individuationsprozess: Jegliche Form von Loslösung und Trennung sei für die Eltern psychisch so sehr mit der Gefahr der Endgültigkeit verknüpft, dass den Kindern auch als jungen Erwachsenen der Ablösungsprozess sehr schwer falle. Viele Kinder nähmen in der Familie den Platz eines verstorbenen Kindes ein (äußerlich sichtbar indem sie dessen Namen bekommen) und seien dadurch schwer belastet. Die Kinder könnten jedoch solche und andere Belastungen schwer artikulieren, da sie ihre eigenen Schwierigkeiten am vergangenen Leiden der Eltern mäßten und diese von jeglicher Belastung verschonen wollten.

Im Zentrum der Erklärungen für diese Phänomene standen Überlegungen zum Zusammenhang von Phantasie und Realität: Autoren wie Martin BERGMANN, Milton JUCOVY und Judith KESTENBERG (1982) nahmen an, „dass die unbeschreiblichen Holocaust-Erlebnisse der Eltern jede kindliche Phantasie überschreiten und dadurch die Unterscheidung zwischen Phantasie und Realität unmöglich machen“ (zit. nach Miriam Rieck 1991, S. 134).

Trotz der großen Übereinstimmung verschiedener Studien konnten *repräsentative* Erhebungen keinen deutlichen Effekt, allenfalls Trends nachweisen. Die Wirkung, die von der Weitergabe der Verfolgungserfahrung ausgeht, liegt vermutlich eher in einer besonderen Verletzlichkeit, die sich erst in Extremsituationen zeigt.

In diese Richtung weist etwa eine in Israel durchgeführte Untersuchung, mit der Zahava SOLOMON (1995b) zeigen konnte, dass in einer Gruppe von Soldaten, die Traumasymptome entwickelten, die Kinder von Verfolgten des NS-Regimes eine ausgeprägtere Störung mit einer größeren Zahl von Symptomen aufwiesen. Zudem nahmen die Symptome innerhalb von drei Jahren bei Nachkommen von Nicht-Verfolgten ab, nicht jedoch bei den Kindern von NS-Opfern, und dies obwohl sie vor Antreten des Militärdienstes als gesund und dienstfähig eingestuft worden waren.

BRAININ, LIGETI und TEICHER geben eine Darstellung der so genannten zweiten Generation, die sich wenig an pathologischen Kriterien orientiert, sondern die Prägung dieser besonderen Generation als angemessene Reaktion auf die „*Pathologie der Wirklichkeit*“ des Nationalsozialismus analysiert:

„Bei dieser Generation wird noch viel deutlicher, dass es keine generalisierbaren Ergebnisse in Bezug auf psychopathologische Entwicklungen gibt. Was man wohl als gemeinsames Moment dieser Generation feststellen kann, ist ein Gefühl für die Präsenz der Ereignisse während des Krieges sowie das Gefühl, einer gesellschaftlichen Randgruppe anzugehören. [...] In den Phantasieinhalten, die um Verfolgung und Massenmord zentriert sind [...] liegt die Besonderheit. Eine Schwierigkeit für die Kinder der Verfolgten besteht darin, dass dieser Phantasieinhalt für ihre Eltern die Realität der Vernichtung war.“ (Brainin/Ligeti/Teicher 1986, S. 65)

Außerdem sehen es die zitierten Autoren als Gemeinsamkeit dieser Generation an - vor allem wenn sie in Deutschland oder Österreich lebt - der nicht-jüdischen Umwelt, dem Staat und der Gesellschaft gegenüber besonders misstrauisch zu sein. Dieses Misstrauen werde sehr oft von den verfolgten Eltern übernommen und ist eines der deutlichsten Phänomene transgenerationaler Weitergabe. Brainin, Ligeti und Teicher (ebd.) weisen an dieser Stelle auf die *Angemessenheit* dieses Misstrauens hin: Zentrale Erfahrung der Elterngeneration war, dass zu viel Vertrauen unter Umständen tödlich war und dass vor allem diejenigen überlebten, die früh genug misstrauisch wurden und emigrierten. In diesem Sinne verschwimmen hier die Grenzen zwischen einer an die nächste(n) Generation(en) auch bewusst weitergegebenen Einsicht in die Notwendigkeit der Wachsamkeit und einem unwillkürlicheren, unter Umständen quälenden Grundmisstrauen in die Welt.

Ein weiteres Spezifikum der zweiten Generation lässt sich als nachvollziehbare Reaktion der Kinder auf das Leiden der Eltern verstehen: Viele Kinder von Überlebenden haben den sehr starken Wunsch, das Leiden der Eltern ungeschehen zu machen, wieder gutzumachen oder - zumindest in der Phantasie - zu rächen.

2.2 Auswirkungen auf der Täterseite

Versucht man die Langzeiteffekte eines kollektiven Traumas mit dem Konzept der transgenerationalen Weitergabe besser zu verstehen, dann liegt die Frage nahe, ob sich das Konzept der transgenerationalen Weitergabe auch auf die Rolle der Täter und Zuschauer anwenden lässt. Einer der ersten, die sich systematisch mit dieser Frage beschäftigten, ist der israelische Psychologe Dan BAR-ON, der in den 80er Jah-

ren begann, Interviews mit Kindern von Nazi-Tätern zu führen. Bar-On fragte sich im Hinblick auf die unmittelbare Nachkriegszeit:

„Was bedeutet auf der Seite der Täter Normalität? [...] In der Nachkriegsgesellschaft konnten die Menschen funktionieren, sich um ihre eigene physische Existenz kümmern, ohne sich andauernd um die Vergangenheit zu kümmern. Das bedeutet jedoch auch, dass die weniger unmittelbaren psychischen Prozesse - das Betrauern der Toten, das Durcharbeiten der Hilflosigkeit und Aggression, die Neufassung des eigenen moralischen Selbst, die Wiederherstellung von Vertrauen in sich selbst und andere - auf bessere Zeiten verschoben werden mussten. Bessere Zeiten, das hieß [...] dass diese Durcharbeitungsprozesse auf die folgenden Generationen verschoben wurden.“

(Bar-On 1996, S. 20)

Mit dieser Darstellung bietet BAR-ON eine wohl wollende Formulierung („sie konnten funktionieren...“) der Grundthese, welche die Reflexionen um die zweite Generation durchzieht: Die „Weitergabe“ besteht vor allem in dem, was in der ersten Generation gewissermaßen fehlte. Am deutlichsten zeigt sich dies für die fehlenden Schuld- und Schamgefühle, die von der Tätergeneration erschütternd selten artikuliert wurden. Bis in die dritte Generation (vgl. ROMMELSPACHER, 1994) ist das Grundgefühl vieler Nachkommen von Widerspruch und Verwirrung gekennzeichnet: Kinder und Enkel erfahren häufig erst außerhalb der eigenen Familie über die Realität des Holocaust, spüren zwar deutlich die Beteiligung der eigenen Familie an den Verbrechen, werden jedoch mit „glatten Entlastungsgeschichten“ abgespeist. Das Gefühl für diesen Widerspruch zwischen dem eigenen Wahrnehmen und der Erzählung der Familie kann verschiedene Ausdrucksformen finden, etwa typische Alpträume, die verdecktes Verbrechen symbolisieren. Dadurch, dass nicht klar wird, worauf sich das Unbehagen konkret bezieht, bleiben auch die Scham- und Schuldgefühle häufig diffus.

Ein Erklärungsmodell für das, was sich im Generationendialog abspielt, bietet die psychoanalytische Vorstellung von der Herausbildung des Ich-Ideals: Ein intaktes elterliches Ich-Ideal kann als Voraussetzung für die gelungene Ich-Idealbildung des Kindes gesehen werden, so dass man „für manche junge Erwachsene von heute, deren Elternvorbild und deren Ich-ideal infolge von Regression, Hörigkeit und Verleugnung defizient war“ (ROSENKÖTTER 1995, 212, zit. nach KNAUF 1999, S. 144) mit Spätfolgen im Sinne einer lang anhaltenden Schädigung rechnen muss. Vor allem das offene oder verdeckte Festhalten der Eltern an nationalsozialistischen Idealen

kann für die Nachkommen zu einer ausgeprägten „Scham-Anfälligkeit“ führen sowie zu einer „mangelnden Fähigkeit, innerlich zu den eigenen Wertvorstellungen zu stehen und sie nachhaltig zu vertreten“ (ebd.).

Die Unmöglichkeit, sich mit dem Ich-Ideal der Eltern oder Großeltern positiv identifizieren zu können, kann auch als Deformation einer unbeschwerten Erzähltradition zwischen den Generationen bezeichnet werden, wie dies z.B. der Psychoanalytiker Sammy SPEIER (1988) herausarbeitet. Die Identifikation mit den von früher erzählenden Großeltern gerät irgendwann in die Krise, in Konflikt mit dem, was Kinder oder Jugendliche von diesem „Früher“ zu begreifen beginnen.

Zusätzlich kompliziert wird dieser Prozess häufig durch das Gefühl, sich zum Teil dennoch mit den Großeltern zu identifizieren. Diese Identifikationen können umso mehr Schuldgefühle hervorrufen. Almuth MASSING (1988, S. 55) spricht von „nationalsozialistischen Identitätsanteilen“ und dem Fortbestehen „nationalsozialistischer Weltbilder“, Jürgen MÜLLER-HOHAGEN (1993, S. 26-27) von einer „Komplicität über Generationen“, für die er als zentralen Faktor die „Identifikation mit der Macht“ sieht.

Diese Mechanismen werden öffentlich vor allem im Hinblick auf rechtsradikale Jugendliche diskutiert, denen jene übernommenen Identitätsanteile und die bewusste Pflege nationalsozialistischer Weltbilder zugeschrieben werden. Für das Verständnis der Prägung weiterer Generationen ist es jedoch wichtig, sich auch subtilere Mechanismen, etwa im Sinne einer weitgehend unbewussten Identifikation vorzustellen. Man könnte hier von einer „heimlichen Faszination“ sprechen. Gudrun BROCKHAUS diskutiert dieses Phänomen gerade im Hinblick auf Nachkommen, die sich bewusst von der Ideologie der Eltern abgrenzen und diese heimliche Faszination besonders stark verleugnen müssen. Sie spricht von der „verleugneten Angst vor der Anziehungskraft des Faschismus“ (1997, S. 139), die die öffentliche und wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus zutiefst präge.

Die dargestellten Mechanismen gelten in unterschiedlicher Ausprägung vermutlich für einen sehr großen Teil der Nachkommen sowohl von Tätern als auch von Zuschauern. Besonders verschärft stellten sich diese „kollektiven Schwierigkeiten“ jedoch für viele Täter-Kinder im engeren Sinne. Als PsychotherapeutInnen ab Mitte der 80er Jahre zunehmend für die transgenerationalen Folgen der NS-Täterschaft sensibilisiert wurden, konnten viele bis dahin unerklärbare Symptome verstanden

werden. Es gehe um etwas Schreckliches, das in einen "hineingelegt worden" sei, fasst BROCKHAUS die Erkenntnisse verschiedener Autoren zusammen (Brockhaus, 1997, S. 162). Tilman MOSER spricht von „Dämonischen Figuren“, die die Patientinnen in sich trügen und berichtet: „Es ging um Leere, Sinnlosigkeit, ein Gefühl der Unstimmigkeit des eigenen Lebens, der Nicht-Authentizität, der Vergeblichkeit menschlicher Beziehungen“ (Moser 1993, zit. nach Brockhaus, 1997, S. 162).

2.3 Die Debatte zur „Täter-Opfer-Parallelisierung“ und Differenzierungsversuche

Je mehr über die Folgen auf Täterseite nachgedacht wurde, desto mehr tauchte die Frage auf, inwiefern die transgenerationelle Weitergabe auf beiden Seiten ähnliche Phänomene hervorbringe. Diese Fragestellung mündete in hitzig geführte Debatten. Manche ForscherInnen betonten, wie sehr die Kinder von Tätern und Mitläufern ebenfalls unter den Folgen des Holocaust litten und wiesen auf mehrere Parallelen zum Leiden der Opferkinder hin. Es entstand eine Debatte über Vergleichbarkeit und Unvergleichbarkeit der Folgen des Holocaust für Täter- und Opfernachkommen.

Die Dynamik solcher Debatten ist inzwischen selbst Gegenstand psychologischer Reflexionen geworden. So beobachtet der Psychoanalytiker Kurt-GRÜNBERG eine symbolische Täter-Opfer-Umkehrung, in der von jüdischer Seite formulierte Kritik an einer bestimmten Form der Auseinandersetzung so rezipiert werde, dass die jüdischen Kritiker mit (vernichtenden) Nazi-Verfolgern gleichgesetzt würden (vgl. Grünberg 1997). Die Psychoanalytikerin Gudrun BROCKHAUS vermutet, dass sich nichtjüdische Deutsche oft auf Grund eigener „biographischer Verstrickungen“ gegen alle Versuche wehren, sich der Täterseite in irgendeiner Weise psychologisch verstehend anzunähern. In diesem Sinne interpretiert sie auch die massive Kritik am Lebenswerk der ungarisch-österreichischen, in England schreibenden Journalistin Gitta SERENY:

„Das biographische Buch von Gitta Sereny über Albert Speer, Resultat eines jahrelangen intensiven und nahen Kontaktes, ist massiv angegriffen worden, es habe keinen Aufklärungswert, Sereny entlarve nicht die Lügen Speers. Weder Serenys Speer-Biographie noch ihr ebenfalls auf der Grundlage intensiver

Gespräche entstandenes Buch über den Treblinka-Lagerkommandanten Stangl (Sereny 1995) funktionieren als Verhörprotokolle. Sie hat nicht als Anklägerin gefragt, sondern sich den Tätern als Personen angenähert. Nur durch Serenys persönliche Kontaktaufnahme zu Speer und Stangl wird etwas von der inneren Welt des Nationalsozialismus sichtbar, mehr als durch das Studium der Tagebücher von Speer. Er weiß wenig von sich. Erst in den Gesprächen mit Sereny wird manches davon erkennbar.“ (Brockhaus, 1997, S. 132)

Aus unserer Sicht wird hier etwas sichtbar, was möglicherweise allgemeiner für kollektive Traumata gilt: Nicht nur im Kontext des Holocaust lösen die Versuche, der Täterperspektive Raum zu geben und „die Täter zu verstehen“, Kontroversen aus: Ist es unerlässlich, um die Vergangenheit zu verstehen? Oder setzt es ein falsches Signal, Tätern so viel Raum für rationale Erklärungen zu geben, wie Kritiker der südafrikanischen Wahrheitskommission formulieren (vgl. S. 106) Ob dieses „Verstehen der Täter“ Entlastungsdiskurse bedient bzw. im Sinne der Entlastung instrumentalisiert werden kann, hängt von verschiedenen Faktoren ab (z.B.: Wie klar grenzen sich die Zuhörer/Autoren ab? Wie viel Öffentlichkeit bekommen die Täter dadurch?). Für das hier interessierende Thema ist festzuhalten, dass im Sinne der Traumadynamik jede Annäherung an die Täterseite potentiell einen Angriff gegen das Opfer darstellt.

Im Bezug auf transgenerationale Weitergabe bemühen sich einige Autoren im Kontext dieser Debatte um sorgfältige Differenzierungen, die im Folgenden kurz skizziert werden sollen, da sich analoge Differenzierungen möglicherweise auch auf andere „kollektive Traumata“ übertragen lassen (vgl. auch S. 76ff und S. 110).

Ängste

Gabriele ROSENTHAL führte mit ihren Mitarbeitern in einer breit angelegten Studie ausführliche narrative Interviews jeweils mit den Mitgliedern von drei Generationen. Dabei stellten sie fest, dass auch die Täter-Kinder mehr als zunächst angenommen, nicht nur von Schuldgefühlen, sondern auch von Ängsten bestimmt sein.

„Die Nachkommen von Nazi-Tätern schützen sich davor, die grausamen Handlungen, die mangelnden Schuldgefühle, die Gefühlskälte und den immer noch bestehenden Rassismus und Antisemitismus ihrer nächsten Bezugspersonen wahrnehmen zu müssen. Und sie versuchen, sowohl Schuldgefühle als auch die Angst abzuwehren, von den Großeltern oder Eltern ermordet zu werden bzw. als lebensunwert eingestuft zu werden. [...] So hatte z.B. die Tochter

eines Euthanasiearztes in ihrer Kindheit diese Angst vor ihrem Vater und verheimlichte aus diesem Grunde ihre Kurzsichtigkeit (ROSENTHAL/BAR-ON 1992). Als Kind hatte sie miterleben müssen, wie der Vater ihren jüngeren Bruder als Baby in einen Swimmingpool warf, um dessen von ihm angezweifelte 'Reinrassigkeit' zu testen“ (Rosenthal 1997, S. 20).

Ängste können wie in diesem Beispiel traumatische Qualität haben. Sowohl die Angst der Täter-Kinder als auch die der Opfer-Kinder kann existentiell sein, ROSENTHAL arbeitet jedoch heraus, dass die Ähnlichkeiten meist auf der Oberfläche bestehen: die „latenten Tiefenstrukturen“ und die Funktionen unterscheiden sich stark. So differenziert sie ganz konkret am Beispiel der Angst:

„Die Angst, ermordet zu werden, finden wir bei Kindern und Enkeln sowohl von Tätern als auch von Überlebenden. Vernichtungsängste von Kindern und Enkeln von Tätern beziehen sich meist auf die unbewusste Phantasie, von den eigenen Eltern ermordet zu werden (vgl. KESTENBERG/KESTENBERG 1987; ROSENTHAL/BAR-ON 1992), während die potentielle Bedrohung, die Kinder von Überlebenden spüren, eher eine allgemeine Angst vor der außerfamiliären und der nichtjüdischen Welt ist.“ (Rosenthal 1997, S. 20)

Schweigen und Verschweigen

Ähnliches gilt für das in vielen Täter- und Opferfamilien festgestellte Phänomen, dass zwischen den Generationen sehr wenig über die Vergangenheit gesprochen wurde.

„Überlebende wollen mit ihrem Schweigen den Kindern Belastungen ersparen und sich anderen mit ihren schmerzhaften Erlebnissen nicht zumuten. Ein Großvater oder eine Großmutter oder Eltern, die an den Nazi-Verbrechen beteiligt waren, schützen dagegen mit ihrem Schweigen und darüber hinaus mit ihrem Leugnen in erster Linie sich selbst vor Anklage und Verlust von Zuneigung.“ (Rosenthal 1997, S. 19)

Hinter dem oberflächlich gleichen Phänomen „Schweigen“ verbirgt sich also eine völlig andere Psychodynamik (vgl. dazu auch Grünberg, 1997).

3 Interdependenzen zwischen individuellem Trauma und Gesellschaft

Traumaexperten haben sich spätestens durch und nach dem Holocaust implizit und zunehmend explizit mit dem Verhältnis von Trauma und Gesellschaft beschäftigt.

Nicht nur in den bereits referierten Ergebnissen KEILSONS von 1979 zum sequentiellen Charakter des Traumas, sondern auch in seiner subtilen Analyse der Verwobenheit von fachlichen und gesellschaftlichen Argumenten zum Umgang mit dem „Problem der jüdischen Kriegswaisen in Holland“ wird sowohl die Bedeutung der Traumatisierten für die Gesellschaft (hier: die geretteten Kinder als Symbol erfolgreichen Widerstands) als auch der gesellschaftliche Einfluss auf die Traumaheilung deutlich.

3.1 Der Traumatisierte als ambivalentes Symbol

In einer sehr sensiblen Analyse beschreibt Leo EITINGER, der vor allem norwegische KZ-Überlebende betreute, die Beziehung zwischen Traumatisierten und der Gemeinschaft als einen „ungleichen Dialog“ (siehe Zitat unten). Der Traumatisierte erinnert durch seine bloße Anwesenheit an das schmerzvolle Ereignis, das ja - wie im norwegischen Beispiel der Krieg - auch für die anderen ein schmerzvolles Ereignis war. In Norwegen konnten die KZ-Überlebenden anfangs mit großer Sympathie und Unterstützung rechnen; sie waren die Helden, die dafür gelitten hatten, dass sie sich für die Zukunft ihres Landes eingesetzt hatten. Erst mit der Zeit entstand und entsteht wohl regelmäßig eine Kluft zwischen der Gemeinschaft, die nicht mehr an das schmerzvolle Ereignis - obwohl es für sie viel weniger schmerzvoll war - erinnert werden möchte, und dem Opfer, das nicht anders kann, als sich zu erinnern. Irgendwann würden aus den ehemaligen Helden Symbole unangenehmer Erinnerungen:

„Die beiden Gruppen stehen sich von Angesicht zu Angesicht gegenüber; auf der einen Seite die Opfer, die vielleicht vergessen wollen, aber nicht vergessen können, und auf der anderen Seite all diejenigen, die aufgrund starker oft unbewusster Motive vergessen wollen und auch vergessen können. Der Kontrast [...] ist oft für beide Seiten sehr schmerzvoll. In diesem stummen und ungleichen Dialog verliert immer der Schwächere.“ (Eitinger 1980, Übersetzung in Herman 1992, S. 18)

An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass EITINGER hier von einer Gesellschaft spricht, in der die Beziehung zu den KZ-Überlebenden relativ wenig ambivalent war. Das war sowohl in Deutschland, wo sie starke Schuldgefühle wecken mussten, als auch in Israel anders, wo das Erinnertwerden auf existentiellere Art bedeutsam war.

Dass der von Eitinger hier beschriebene Mechanismus dennoch so deutlich hervortrat, kann als Hinweis darauf gewertet werden, dass es sich jenseits der spezifischen Zuspitzungen um ein allgemeines Phänomen handelt. REEMTSMA weist darauf hin, dass die bereits zitierte Frage von Kurt EISLER (1963), die Ermordung wie vieler Kinder man symptomfrei zu ertragen habe, um psychisch gesund zu sein, auch an diejenigen Kollegen gerichtet war, die in keinerlei schuldhafter Beziehung zu den NS-Verbrechen standen (etwa als Psychoanalytiker in New York) und dennoch die Tendenz hatten, den Zusammenhang psychischer Schädigung mit der KZ-Haft zu verleugnen bzw. zu nivellieren.

Während EITINGER und EISLER in den Jahren und Jahrzehnten direkt nach dem Holocaust für die Anerkennung des Traumas stritten, kann man in den letzten Jahren eine neue Entwicklung feststellen: Es gibt neben der fortbestehenden Tendenz zur Verleugnung einen gegenläufigen "kulturellen" Trend, den Status des Opfers aufzuwerten. REEMTSMA interpretiert diesen Trend im Hinblick auf die entstandene vielfältige Opferliteratur (z.B. Überlebenden-Biografien) wie folgt: Den Opfern werde eine Art Deutungsautorität zugeschrieben, als hätten sie „etwas Wesentliches über die Welt zu sagen“ (Reemtsma 1999, S. 209). Der Zeitraum von 1914 -1945 „mit seinen militärischen und zivilen Massakern, seiner Zerstörung der zivilisatorischen Hoffnung auf einen unumkehrbaren Weg in eine gewaltfreie oder doch gewaltarme Zukunft hat erneut so etwas wie ein kollektives Sterblichkeitsbewusstsein mit sich gebracht“ (ebd., S. 212). Und weiter:

„Man könnte sagen, dass die Memoiren Überlebender so etwas sind wie der Realitätsbezug dieses Sterblichkeitsbewusstseins [...] Das Gewaltopfer ‚weiß

etwas', das zu wissen allen Not täte, weil dieses Wissen zu unserem kulturellen Selbstverständnis gehört, aber nicht allen erreichbar ist.“ (Reemtsma 1999, S. 212)

Indem das Opfer extremer Gewalt also die schmerzvolle Erinnerung aller, und somit den Zugang zum kollektiven Sterblichkeitsbewusstsein symbolisiert, kann es gerade dafür entweder abgelehnt oder als Träger eines geheimen Wissens geschätzt werden.

3.2 Umgang mit der Schuld

Sehr deutlich ist die Interdependenz zwischen individueller Verarbeitung und Gesellschaft bei der Auseinandersetzung mit der Schuld an der Tat. Gerade für Opfer, die sich mitschuldig für das Erlittene fühlen, ist es von zentraler Bedeutung, wem die Gemeinschaft die Schuld gibt. Wird der oder werden die Täter verurteilt? Wird die Schuld in irgendeiner Form (öffentlich) anerkannt? Was ist der öffentliche Diskurs über die Schuld?

Die Frage nach dem Umgang mit dem „kollektiven Trauma“ stellt sich auf gesellschaftlicher Ebene meist - z.B. im Übergang von Diktaturen in demokratische Verhältnisse - als vorwiegend juristische Frage. Der juristische Umgang mit den Tätern hat jedoch zentrale Bedeutung für die Position der Opfer in der „neuen“ Gesellschaft. Sie erleben den Umgang mit den Tätern zu Recht als Ausdruck dessen, wie die Gesellschaft die Tat beurteilt. REEMTSMA spricht in diesem Zusammenhang von der „Anerkennung, dass ein Verbrechen *Unrecht* war, nicht *Unglück*“ (Reemtsma, 2002, S. 81). Durch die Bestrafung und im damit assoziierten öffentlichen Diskurs drückt eine Gesellschaft aus, ob sie sich eher mit den Opfern oder eher mit den Tätern identifiziert und solidarisiert. Plädoyers für Amnestie und Vergessen oder fehlendes Engagement für Bestrafung wirken auf die Opfer wie eine stille Zustimmung zu dem, was geschah. In diesem Sinne ist die Bestrafung des Täters auch als Reintegration des Opfers in die Gesellschaft verstehbar.¹⁴ Die Verletzungen und der

¹⁴ Reemtsma spricht hier sogar von Resozialisierung: „Es ist das Opfer eines Verbrechens – jedenfalls dann, wenn wir von Trauma sprechen – das der Resozialisierung bedarf. Scheitert diese, wird das

Verlust ganzer Lebensjahre, sowie der unwiederbringliche Verlust von nahestehenden Menschen können zwar nicht wieder gutgemacht werden, aber der Staat könnte dazu beitragen, dass die Traumatisierung nicht durch Straflosigkeit und Entsolidarisierung verstärkt wird.

EITINGER bestätigt dies aufgrund seiner Erfahrungen in der Arbeit mit KZ-Überlebenden: Nachrichten über die verfrühte Entlassung von berüchtigten Folterern aus der Haft (z.B. nach ein paar Monaten wegen einer leichten Arthritis) hätten sich immer äußerst negativ auf seine Klienten ausgewirkt:

“When this information appears in the press [...] we can be quite certain that many psychosomatic conditions will exacerbate, that nightmares will increase, dysphoric depressive reactions augment, and hopelessness and despair take the upper hand. Experiences of this kind can be enough to cause a carefully built-up existence to collapse completely.” (Eitinger 1964, S. 160)

3.3 Rehabilitation der Überlebenden - Gedenken an die Toten

Die Frage nach der Schuld berührt, wie oben dargestellt, neben grundsätzlichen juristischen auch psychologische Fragen. Opfer quälen sich in der Regel, auch wenn sie völlig unschuldig sind, mit der Frage nach der eigenen Mitschuld. Die Logik des Täters, der ja entweder der Meinung war, dass das Opfer “es verdient hat” oder dass es aus rassistischen oder Staatsräsongründen aufgrund der Zugehörigkeit des Opfers zu einer bestimmten Gruppe nicht anders behandelt werden kann, wirkt unter anderem im Opfer auf diese destruktive Art weiter. In dieser Dynamik liegt neben der rein juristischen Verfolgung des Täters ein weiterer Ansatzpunkt für die Aufgabe der Gemeinschaft bzw. Gesellschaft. Nicht nur im öffentlichen Diskurs über Straffreiheit vs. Bestrafung, auch in vielen anderen symbolischen Akten kann sich das Kollektiv je nachdem solidarisch erklären oder nicht: So können etwa Straßen nach Freiheitskämpfern oder Opfern benannt, an bedeutsamen Orten Gedenktafeln aufgestellt werden. Gedenktage und die dazugehörigen Rituale können auf unter-

Trauma zur biographischen Maßgabe, das Versagen der sozialen Instanzen macht es (das Trauma, A.K.) zum Ausgangspunkt einer Sequenz“ (REEMTSMA, 2002, S. 82).

schiedliche Weise die Solidarität mit den Opfern ausdrücken. Als positive Beispiele einer gelungenen Förderung der Traumabearbeitung werden von vielen Autoren die Gedenkstätte in *Yad Vashem* und das *Vietnam Memorial* in Washington genannt. Hier wird sichtbar, dass die gesellschaftliche Rehabilitation der überlebenden Opfer eng mit der Würdigung und dem Gedenken an die ermordeten Opfer verbunden ist. Wie oben ausgeführt, fühlen sich viele Überlebende den Ermordeten näher als den Lebenden (vgl. BECKER, 2001c). Gedenkort entlasten die Überlebenden unter Umständen auch von der Verantwortung, allein für das Gedenken zuständig zu sein: Die Gesellschaft übernimmt mit der Errichtung eines Gedenkortes einen Teil dieser oft schwer auf den Überlebenden lastenden Aufgabe.

Die psychologische Frage nach der Unterstützung der persönlichen Traumabewältigung durch die Gesellschaft ist also eng verbunden mit moralischen und religiösen Fragen.

4 Mögliche trauma-analoge Prozesse auf gesellschaftlicher Ebene

Nimmt man den Ausdruck „kollektives Trauma“ beim Wort, dann unterstellt dieser, dass die für die individuelle Traumatisierung beschriebenen Prozesse in analoger Weise auf kollektiver Ebene stattfinden. Was kann das heißen?

Für das individuelle Trauma wurden verschiedene Kategorien von Phänomenen beschreiben: typische Gefühle, die als „Traumasymptome“ auftauchen können (Scham, Schuldgefühle), typische Verhaltensweisen, mit denen Menschen auf Traumata reagieren (Rache, Schweigen, Aussprechen, Vermeiden) sowie ganz spezifische komplexe Mechanismen und Reaktionsmuster, die für Traumata charakteristisch sind (Dialektik zwischen Auseinandersetzung und Abwehr, Sequentielle Traumatisierung, *Re-Inszenierungen*).

Eine Übertragung auf die kollektive Ebene gelingt für diese Phänomene unterschiedlich gut: So lassen sich bestimmte Gefühle vergleichsweise gut auf die kollektive Ebene übertragen: Wenn sehr viele Menschen unter Scham- oder Schuldgefühlen leiden, dann kann man sich so etwas wie eine kollektive Stimmung der Schuld und/oder der Scham, also ein kollektives, von vielen geteiltes Grundgefühl vorstellen. Ähnlich wie EthnopschoanalytikerInnen dies für verschiedene Gruppen oder Kulturen beschreiben, gilt dann, dass die Einzelnen mit ihren individuellen Gefühlen im traumatisierten Kollektiv aufgehoben sind bzw. umgekehrt, dass das Kollektiv eine bestimmte Art von Gefühlen nahe legt und andere als unnormal klassifiziert oder sanktioniert. Das von vielen geteilte kollektive Grundgefühl mündet dann häufig in entsprechende Verhaltensweisen, wie etwa Schweigen. Wenn viele diese Verhaltensweisen teilen, dann lässt sich auch dieses als „kollektives Verhalten“ bezeichnen, wie dies etwa für das „kollektive Schweigen“ geschieht.

Ungleich komplexer stellt sich diese Übertragung jedoch für die traumaspezifischen Reaktionsmuster und Mechanismen dar: Auch wenn Latenz, Wiederholungszwang und die typische Dialektik von Auseinandersetzung und Abwehr für einzelne Individuen ähnliche Prozesse beschreiben, lassen sie sich nicht einfach kollektiv aufsummieren. Bei der Latenz ist dies schon allein deswegen nicht möglich, weil sie bei den einzelnen Individuen unterschiedlich lange andauert.

Insgesamt geht es bei den komplexeren Traumaphänomenen um Muster, die bei unterschiedlichen Individuen unterschiedlich ablaufen und für die man sich eine mögliche Übertragung auf das Kollektiv grundsätzlich anders vorstellen muss. Im Folgenden wird am Beispiel von drei komplexeren Trauma-Reaktionsmustern dargestellt, wie man sich eine Übertragung auf die kollektive Ebene vorstellen könnte.

4.1 Dialektik von Auseinandersetzung und Abwehr (Latenz)

Einige Traumatherapeuten (vgl. HERMAN 1993) vergleichen die Intrusionssymptome (siehe oben S. 24) mit Gespenstern, die einen verfolgen und vermuten, dass es ein kulturelles Wissen um dieses Phänomen gebe, wie die weite Verbreitung von Gespenstergeschichten zeige. Auch REEMTSMA bezeichnet Gespenstergeschichten als die „literarische Repräsentanz des Traumas“ (Reemtsma, 1996, S. 10). Die Neigung, eine Vergangenheit abschütteln zu wollen, die sich nicht abschütteln lassen will, hat also eine eigene Literaturgattung hervorgebracht. Man könnte von einer Art universaler Tendenz zu dieser Dialektik sprechen, die möglicherweise Gesellschaften als Ganzes betrifft. Für Gesellschaften ließe sich dann auch fragen, ob es ebenfalls in trauma-analoger Weise Phasen von Taubheit, Erstarrung und Verleugnung gibt, die dann wieder in Phasen intensiver Konfrontation münden.

Empirische Untersuchungen zum „kollektiven Gedächtnis“ weisen auf solche Phasierungen hin. Bis zur Errichtung eines Gedenkortes vergehen z.B. typischerweise 20-25 Jahre (vgl. PENNEBAKER/BANASIK 1997). Dies gilt zumindest für vergleichsweise kleinere kollektive Erschütterungen wie die Ermordung von J.F. Kennedy oder von Martin Luther King. Aber auch für größere kollektive Traumata können phasenhafte Verläufe in der öffentlichen Auseinandersetzung gezeigt werden, wie etwa eine Analyse der Repräsentanz des spanischen Bürgerkrieges in Kinofilmen nahe legt (vgl. IGUARTA und PAEZ, 1997)

Bei genauerem Hinsehen besteht diese Ähnlichkeit im Verarbeitungsprozess jedoch nur auf der Oberfläche: Phasen innerhalb einer ganzen Gesellschaft bedeuten etwas radikal anderes als die Phasen eines individuellen Verarbeitungsprozesses. Je nach Trauma gibt es innerhalb einer Gesellschaft höchst unterschiedliche, sogar entgegengesetzte Perspektiven, die durch die unterschiedlichen Positionen

von Tätern, Opfern und Zuschauern während der Gewaltausübung bestimmt und in bezug auf Auseinandersetzung, Verleugnung und „Abwehr“ mit ganz konkreten unterschiedlichen Interessen verbunden sind. Selten sind alle Mitglieder einer Gesellschaft oder Gemeinschaft wirklich auf vergleichbare Weise traumatisiert. Das heißt also, dass man beim Blick aufs Kollektive berücksichtigen muss, dass die Tendenzen zur Verleugnung und Abwehr hier unterschiedliche Interessen verschiedener Individuen oder Gruppen (im Extremfall die entgegengesetzten Interessen von Opfern auf der einen und Tätern auf der anderen Seite) widerspiegeln.

Ein genauere Blick auf die Prozesse, die etwa der Einrichtung eines Gedenkortes (Gedenkstätte, Museum, Denkmal) vorangehen, zeigt, dass diese oft Gegenstand erbitterter Auseinandersetzung werden (vgl. SCHITTENHELM 1996). Die Phase der Abwehr kann also besser als Phase beschrieben werden, in der sich (noch) diejenigen durchsetzen können, die gegen das öffentliche Erinnern sind. So stellt etwa auch PENNEBAKER und BANASIK (1997) die Hypothese auf, dass die typischen 20-25 Jahre den Zeitraum markieren, in dem diejenigen, die in irgendeiner Weise für das Geschehen mit verantwortlich sind, noch an der Macht sind und eine intensivere Auseinandersetzung mit der Frage nach der Verantwortung unterbinden wollen.

Während Vermeidung beim individuellen Trauma meist für den Schutz des Opfers steht, steht sie im kollektiven Trauma also häufig für den Schutz des Täters.

Anders könnte dies jedoch in den seltenen Fällen sein, in denen eine Gesellschaft als Ganzes traumatisiert ist, Täter und Opfer also nicht mehr in einer Gesellschaft zusammenleben müssen. In diesen Fällen - wie etwa in Israel – gibt es keinen innergesellschaftlichen Interessenkonflikt zwischen Tätern und Opfern. Dennoch kann in Ansätzen ein phasenhafter Verlauf bzw. eine Latenzphase festgestellt werden. In Israel ist besonders schwer zu sagen, inwiefern die Latenz eher den Schutzbedürfnissen der Holocaust-Überlebenden als Opfer im engeren Sinne oder denen der Opfer im weiteren Sinne entsprach. In Analogie zum individuellen Trauma kann man hier vielleicht feststellen, dass sich das traumatisierte Kollektiv in der schwierigen Gründungsphase des Staates Israel keine Verletzlichkeit und damit keine intensive Auseinandersetzung mit dem vergangenen Grauen leisten konnte. So arbeitet

etwa Dan BAR-ON (2001) heraus, wie sehr es in dem jungen Staat darum ging, eine neue, von einem Gefühl der Stärke geprägte Identität aufzubauen.¹⁵

Obwohl die Situation Israels historisch einmalig ist und die Stabilisierung von existentieller Bedeutung war, stellt sich die Frage, ob Kollektive - analog zu traumatisierten Individuen – in jedem Fall eine Stabilisierungsphase benötigen, bevor das Trauma bearbeitet, verstanden und integriert werden kann.

Folgende Analogie ist dabei besonders interessant: Drängt ein Therapeut sehr früh auf Konfrontation und Bearbeitung des Geschehenen, ohne davor für ausreichende Sicherheit zu sorgen, dann führt dies sehr leicht zur Retraumatisierung.

4.2 Stabilität und Erschütterung

Vergleichsweise einfacher ist die Übertragung auf die kollektive Ebene für das Phänomen, das Ronnie JANOFF-BULMAN ins Zentrum des Traumas rückt, für die *“shattered assumptions”*, die erschütterten Grundüberzeugungen. Individuen teilen wesentliche Grundüberzeugungen, z.B. den Glauben an eine relative Sicherheit ihrer Umwelt, mit den meisten Mitgliedern ihrer Gruppe bzw. ihres Kollektivs. Durch ein Kollektives Trauma werden deshalb nicht nur die Grundüberzeugungen der einzelnen traumatisierten Individuen erschüttert, sondern die der Gruppe insgesamt. Hier sind die kollektiven Effekte möglicherweise noch deutlicher als bei den geteilten Gefühlen: Durch ein kollektives Trauma werden sowohl die Grundüberzeugungen der direkt Betroffenen (also der Trauma-Opfer) als auch die der anderen Angehörigen eines Kollektivs erschüttert. So wurde für die Terroranschläge vom 11. September 2001 festgestellt, dass insgesamt das Grundvertrauen der Amerikaner in ihre Sicherheit erschüttert wurde (vgl. Kap. III). Obwohl diese Erschütterung mit Sicherheit für die konkreten Opfer wesentlich massiver und existentieller ist, schmiedet sie eine Verbindung zwischen direkt und „symbolvermittelt“ Traumatisierten. Während sich der Einzelne beim individuellen Trauma mit seinem

¹⁵ In Israel lässt sich das Ende einer relativen Latenzphase an einem konkreten Ereignis festmachen: Erst durch den Eichmannprozess wuchs das öffentliche Bewusstsein für das, was den Opfern während des Holocaust angetan worden war (vgl. SOLOMON 1996).

Gefühl, sich auf die Welt nicht mehr verlassen zu können, meist zusätzlich einsam fühlt, entsteht bei der kollektiven Erschütterung eher eine Solidarisierung: Das Kollektiv versucht gemeinsam, mit der Erschütterung fertig zu werden und die Angst zu bewältigen. Dabei steht häufig die Wiederherstellung von Sicherheit im Vordergrund.

Insgesamt könnte man für verschiedene Kollektive Traumata fragen, welche Grundüberzeugungen einer Gesellschaft durch die Traumatisierung jeweils in Frage gestellt wurden und was das auf kollektiver Ebene bedeutet.

4.3 Re-Inszenierung, Aggression und Rache

Eine der ernüchterndsten Erkenntnisse über das Ende von Unterdrückungsregimen ist die, dass die ehemals Unterdrückten oft die Gewalt, die sie selbst erfuhren, an anderen wiederholen – manchmal auf erschütternd ähnliche Weise. Verschiedene Traumareaktionsmuster bieten sich hier als Erklärungsmöglichkeiten an: Die Wiedergewinnung von Macht und Kontrolle, das oft damit verwandte Bedürfnis nach Rache und das Phänomen der Re-Inszenierung, das insbesondere die Ähnlichkeit der Taten zum selbst Erlittenen erklären kann.

Das Bedürfnis nach Rache, das bei der individuellen Traumatisierung das Opfer eher zum einsamen Rächer macht, kann beim kollektiven Trauma den gegenteiligen Effekt haben: Während das Individuum alleine in Konflikt mit den Interessen der Gemeinschaft und mit seinem Ich-Ideal gerät und deshalb meist auf Rache verzichtet, können sich die Rachebedürfnisse der Einzelnen im kollektiven Trauma leicht gegenseitig verstärken. Wie für andere massenpsychologische Phänomene beschrieben (vgl. FREUD 1920a) kann das Ich-Ideal bzw. Über-Ich dadurch aufgeweicht werden: Der Einzelne muss sich nicht mehr unbedingt für seine Rachebedürfnisse schämen, wenn andere sie teilen.¹⁶

¹⁶ Auch hier ist es natürlich ein entscheidender Unterschied, ob in einer Gesellschaft Täter und Opfer gemeinsam weiterleben oder ob eine Gesellschaft als Ganzes traumatisiert wurde. Insgesamt sollte die Gefahr der von der Opferseite ausgehenden Wiederholung von Gewalt jedoch auch nicht überschätzt werden (vgl. S. 118).

Rachebedürfnisse gibt es jedoch nicht nur auf bewusster, sondern auch auf unbewusster Ebene, wie vor allem Erfahrungen aus der Einzeltherapie zeigen. Diese unbewusste Rache tritt oft als Re-Inszenierung mit umgekehrten Vorzeichen auf, wenn das Opfer beispielsweise dem Therapeuten Ähnliches zufügt. Das Besondere an der Re-Inszenierung ist dabei, dass es nicht nur darum geht, Rache zu üben, indem man dem Täter oder jemand anderem etwas vergleichbar Schlimmes zufügt, sondern dass sich die Art und Weise bis ins Detail ähneln kann. Psychoanalytisch gesprochen wird die gleiche Szene hergestellt in der Hoffnung, ihr diesmal nicht ohnmächtig ausgeliefert zu sein. Möglicherweise gilt für die kollektive Ebene wie für die individuelle, dass die Wiederholungstendenz vor allem dann auftritt, wenn keine andere Möglichkeit der Bearbeitung und Integration gefunden wurde. In dieser Logik würden vor allem diejenigen Gesellschaften oder Gruppen die Dynamik der kollektiven Wiederholung traumatisierender Verletzungen entfalten, für die ein anderer Wiedergewinn von Macht und Stabilität sowie eine Wiederherstellung von Gerechtigkeit nicht möglich war (siehe unten S. 113). Das ist gerade bei denjenigen Traumata möglich, die weniger spektakuläre Folgen haben und deshalb nicht so laut nach Bearbeitung rufen.

Fazit

Bei dem Versuch, individuelle Traumaphänomene auf kollektiver Ebene zu denken, zeigt sich, dass dies zwar für einzelne Phänomene prinzipiell möglich ist, dass jedoch jedes spezifische Kollektive Trauma andere Phänomene hervorbringt. Eine allgemeine Aussage darüber, welche Phänomene sich übertragen lassen, lässt sich also nicht treffen. Des Weiteren wird sichtbar, dass die einzelnen Phänomene auf kollektiver Ebene eine ganz andere Dynamik entfalten können als auf individueller: So macht etwa eine tief greifende Erschütterung oder das Bedürfnis nach Rache ein einzelnes Opfer einsam, während es die Gruppe verbinden kann. Einzelne Traumaphänomene können also auf kollektiver Ebene zu etwas qualitativ Anderem werden.

5 Kollektives Gedächtnis und kollektive Erinnerung

Einer der Wege, sich einem Konzept von „kollektivem Trauma“ anzunähern, besteht darin, das Konzept des „Kollektiven Gedächtnisses“ bzw. der kollektiven Erinnerung genauer zu betrachten. Ähnlich dem „Kollektiven Trauma“ ist auch das „Kollektive Gedächtnis“ ein Thema, an dem verschiedene Disziplinen mit unterschiedlichen Schwerpunkt- und Zielsetzungen interessiert sind. Aber: Anders als beim „Kollektiven Trauma“ wird der Diskurs hier bereits interdisziplinär geführt. So interessiert etwa die *Soziologie* das „kollektive Gedächtnis“ im Sinne eines gemeinsamen Bezugssystems auf gesellschaftlicher Ebene; *Historiker* und *Philosophen* fragen sich, ob es so etwas wie ein gemeinsames Geschichtsbewusstsein gibt, das dann beispielsweise im Kulturvergleich untersucht werden kann. Im Folgenden werden einige Ansätze exemplarisch vorgestellt, die sich besonders gut zur Verknüpfung mit dem Konzept des „kollektiven Traumas“ eignen.

5.1 “Collective Remembering“ aus Sicht der experimentellen Psychologie

Obwohl die Gedächtnisforschung eines der ältesten Themen der wissenschaftlichen Psychologie ist (vgl. EBBINGHAUS 1885/1992) und somit auf eine lange Forschungstradition zurückblicken kann, hat es dabei erstaunlich wenig Auseinandersetzung mit der kollektiven Dimension des Gedächtnisses gegeben. So bemerken auch David MIDDLETON und Derek EDWARDS als Herausgeber eines der wenigen Bände zum Thema, dass das Soziale in dieser Forschungstradition jeweils nur im Sinne von „Kontext“ oder „dem sozialen Faktor“, der auf die Gedächtnisbildung Einfluss nehme, diskutiert worden sei. In der dort unter dem Titel “Collective Remembering“ dargestellten neuen Forschungsrichtung dagegen wird “Kontext” nicht als Hintergrund oder sozialer Einfluss betrachtet, sondern als “*the substance of collective memory itself*“ (1990, S. 11). Der Aufmerksamkeitsschwerpunkt der Herausgeber liegt auf der kommunikativen Herstellung gemeinsamer Erinnerung

(*“conversational remembering“*). So können EDWARDS und MIDDLETON zum Beispiel in Experimenten zeigen, wie sehr in Gruppengesprächen, in denen eine gemeinsame Erinnerung diskutiert wird, das Bedürfnis nach Einigkeit über das, wie es war, die Kommunikation bestimmt. “Participants expressed disagreement, agreement, sarcasm and embarrassment at each others reaction, while generally orientating themselves to the creation of a consensus of evaluation” (ebd., S. 33). Für den Prozess der Konsensbildung bei unterschiedlichen Ausgangspunkten der Erinnerung ist nach Beobachtung der Autoren *Metakognition* konstitutiv, also das explizite Nachdenken über die eigenen Gedächtnisprozesse (etwa über die Verlässlichkeit der eigenen Erinnerung). Zusammenfassend lässt sich sagen, dass experimentell durchgeführte Gruppengespräche Hinweise darauf liefern, dass für soziale Gedächtnisbildung das *Bedürfnis nach Konsens* über „das, wie es war“ eine wichtige Rolle spielt und dass mit der eigenen Gedächtnisleistung im Sinne einer diskursiven Strategie argumentiert wird.

Wie EDWARDS und MIDDLETON selbst bemerken, unterliegen solche Experimente jedoch systematischen methodischen Beschränkungen, die ihre Übertragbarkeit in verschiedenen Hinsichten einschränken. Zum einen kann man sich bereits für die Ebene der Gruppe fragen, inwiefern Diskussionen, die unter natürlichen Bedingungen stattfinden, ebenfalls der skizzierten Dynamik folgen. Zum anderen ist der Begriff “collective“ hier auf eine sehr kleine Gruppe bezogen, so dass sich die Frage stellt, ob die Kommunikationsprozesse, die die Einigung über die “wahre Version der Geschichte“ bei größeren Kollektiven strukturieren, nicht ganz anderer Natur sind. Dabei dürfte die “face to face“-Situation des Gruppenexperiments besondere Bedeutung haben: Widerspruch und unauflösbare Differenz sind in Abwesenheit leichter auszuhalten. Die Suche nach Konsens, und sei er nur scheinbar, in kleinen Gruppen wird im Übrigen auch unabhängig vom Thema der Erinnerung, also in Bezug auf aktuelle Gesprächsgegenstände, von Forschern belegt, die mit dem in den 60er Jahren von MANGOLD eingeführten *Gruppendiskussionsverfahren* arbeiten (siehe u.a. VOLMERG/VOLMERG/LEITHÄUSER 1983). Dennoch gibt die dargestellte Herangehensweise wichtige Hinweise auf das, was man sich als Ausgangspunkt der kollektiven Gedächtnisbildung vorzustellen hat.

5.2 Kollektives Gedächtnis bei Maurice Halbwachs und in der Weiterentwicklung bei Assmann

Die erste systematische Auseinandersetzung mit dem Phänomen des „kollektiven Gedächtnisses“ findet sich bei dem französischen Soziologen Maurice HALBWACHS, der den Begriff bereits in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts eingeführt hat. In jüngerer Zeit wurde der Begriff von dem Kulturtheoretiker Jan ASSMANN aufgegriffen und weiter entwickelt. Mit der Theorie über das kollektive Gedächtnis ging es HALBWACHS in erster Linie darum, aufzuzeigen, wie sehr das individuelle Gedächtnis kollektiv geprägt ist: Selbst persönliche Erinnerungen entstehen nicht unabhängig von der Interaktion in sozialen Gruppen. Wir erinnern nicht nur, was wir persönlich erlebt haben; einen sehr wichtigen Bestandteil der Erinnerung bildet das, was wir von anderen erfahren und was andere uns erzählen. Das heißt also, dass in die individuelle Erinnerung immer auch die Erinnerungen anderer Mitglieder der relevanten sozialen Gruppe einfließen. Die Gruppe wirkt dabei zugleich wie eine Art „Filter“ bzw. in den Worten von Halbwachs als „Rahmen“ für die Bedeutsamkeit von Erinnerungen. Wir erinnern nicht nur, wir erleben sogar im Hinblick auf das, was uns von den anderen als bedeutsam bestätigt und zurückgespiegelt wird. In diesem Sinne ist also das individuelle Gedächtnis selbst sozial. Wie ASSMANN betont, entwickelte HALBWACHS 40 Jahre vor der Theorie des sozialen Konstruktivismus eine Art Theorie der sozialen Konstruktion der Vergangenheit. Wichtig ist dabei auch, dass der Begriff des Kollektiven bei Halbwachs völlig anders verwendet ist als etwa bei JUNG und dessen Vorstellung eines biologisch vererbten Gedächtnisses, das Teile eines kollektiven Unbewussten enthält, wie es sich etwa in den Archetypen zeigt. Bei HALBWACHS ist das Gedächtnis gerade nicht vererbt, sondern durch die oben beschriebenen Prozesse sozial erworben.

ASSMANN führte zur Präzisierung von Halbwachs' Vorstellung des kollektiven Gedächtnisses - die er ansonsten im Wesentlichen für aktuell hält - eine Unterscheidung ein: zwischen einem kommunikativen und einem kulturellen Gedächtnis. Dabei entspricht das *kommunikative* Gedächtnis im Prinzip dem „Kurzzeitgedächtnis“, das heißt es bezeichnet den Zeitraum, in dem Angehörige der Generation, die die Ereignisse, welche den Inhalt des kollektiven Gedächtnisses ausmachen, selbst erlebten, noch am Leben sind. Interessant ist dabei für den Zusammenhang mit dem

kollektiven Trauma insbesondere Assmanns Hinweis, dass dieser durch „persönlich verbürgte und kommunizierte Erfahrung gebildete Erinnerungsraum“ den biblischen 3-4 Generationen entspreche, die für eine Schuld einstehen müssen (Assmann 1992, S. 50).

Das *kulturelle* Gedächtnis dagegen überliefert Erinnerungen als Symbolisierungen, in denen der sinnhafte Erfahrungsgehalt - oder dessen nachträgliche Bedeutungsgebung durch die Nachgeborenen eine andere Gestalt gefunden hat. - Die Vergangenheit gerinnt im kulturellen Gedächtnis zu „symbolischen Figuren, an die sich die Erinnerung heftet“ (ebd., S. 52). Dabei sind irgendwann Geschichten nicht mehr von Mythen zu unterscheiden und diese Unterscheidung, so ASSMANN, sei dann auch nicht mehr bedeutsam.

Interessant ist hier wiederum der Verweis darauf, dass wir uns im Hinblick auf den Holocaust gerade im Übergang zwischen kommunikativem und kulturellem Gedächtnis befinden. Es gibt noch Zeitzeugen, aber es wächst das Bewusstsein dafür, dass sie ihre Erinnerungen dokumentieren - also in eine Form des kulturellen Gedächtnisses überführen - müssen (vgl. oben S. 41 zu *testimony*).

5.3 Kollektives Gedächtnis, kollektive Identität und Genozidforschung

Wie oben angekündigt, sollen die Auseinandersetzungen mit Kollektivem Gedächtnis hier vor allem in Hinblick darauf diskutiert werden, was daraus für „kollektives Trauma“ zu lernen sein könnte. Dafür bietet es sich an zu untersuchen, wie die TheoretikerInnen des „kollektiven Gedächtnisses“ selbst diese Überlegungen auf Fälle beziehen, in denen das Gedächtnis Erinnerungen an *“man made disasters“* speichert. Dies geschieht v.a. im Kontext der Genozidforschung. Als Beispiele seien hier einige Überlegungen von Kristin PLATT, Lutz NIETHAMMER und Jan ASSMANN skizziert, die diese zur Bedeutung von kulturellem und kollektivem Gedächtnis und zu kollektiver Identität bei Genozid (hier insbesondere bezogen auf dem Genozid an den Armeniern) vorgelegt haben.

Zerstörung des „Davor“

Für Kristin PLATT ist das Besondere am Genozid, dass es keine Rückkehr in die Welt davor gibt:

„Dem betroffenen Opfer (des Genozids) ist eine Rückkehr in seine alten, wie auch immer beschädigten Lebenszusammenhänge unmöglich und damit auch der Wiedergewinn alter Orientierungsreste. Der betroffene Täter seinerseits ist davon befreit, in seinem alten Lebenszusammenhang die Konfrontation mit der Tat vollziehen zu müssen, und damit ist er vor allem von einem befreit: der Konfrontation mit dem noch nicht zum Opfer gewordenen Gegenüber.“ (Platt 1995, S. 340)

Der Genozid ist also für die Opfer eine Form des kollektiven Traumas, die in ihrer Bedeutung weit über andere kollektive Traumata hinausgeht. Paradoxerweise ist es für die Täter geradezu umgekehrt: Sie bleiben anders als in anderen „posttraumatischen“ Gesellschaften davor verschont, sich mit den Überlebenden konfrontieren zu müssen.

Dies wurde im Zusammenhang mit dem Holocaust sehr deutlich: Für viele Überlebende entsprach die Zeit nach der Befreiung einer weiteren Traumatisierung. Sie mussten feststellen, dass sie nicht nur ungezählte Angehörige verloren hatten, sondern sich darüber klar werden, dass jegliche Bezüge zum Leben davor für immer zerstört waren. Viele gingen in diesem Kontext Ehen mit Partnern ein, die aus demselben Erfahrungskontext z.B. aus demselben Ort kamen und wenigstens noch einen winzigen Teil der Erinnerung teilten (EITINGER 1980).

Wer repräsentiert die Erinnerung?

Die dargestellten Konzeptionen von kollektivem Gedächtnis betonen den „Konstruktionscharakter“, d.h. sie verweisen darauf, dass es in einem „Prozess“ entsteht, in dem sich auf Grund verschiedener Faktoren *eine* Version der Geschichte durchsetzt. NIETHAMMER bemerkt hierzu, dass es vermutlich oft nicht die Stimme oder die Version der Opfer ist, die im kulturellen Gedächtnis als Erstes oder am stärksten repräsentiert ist:

„Waren die Erfahrungen der Opfer des Dritten Reichs wirklich von diesen selbst symbolisiert und für die Überlieferung kondensiert worden, oder waren

ihre Erlebnisse nicht vielmehr ein Material gewesen, das schon zu einer Zeit in herrschaftliche Diskurse montiert worden war, als den meisten der wenigen betroffenen Überlebenden ob der Ungeheuerlichkeit ihrer Erfahrung noch die Sprache stockte [...]?" (Niethammer 1995, S. 28)

Dieser Hinweis scheint insbesondere deshalb von Bedeutung, weil eine naive Vorstellung von kollektiv gespeicherter Erfahrung wahrscheinlich annehmen würde, dass gerade die Erfahrungen derjenigen darin am deutlichsten repräsentiert sein müssten, die das Geschehene am besten bezeugen können, weil sie es selbst erlebten. Niethammer verweist im selben Argument noch auf eine weitere wichtige Frage, die sich mit besonderer Schärfe für die Repräsentanz von Traumata im kollektiven Gedächtnis stellt: "Und inwiefern konnten die Überlebenden für die Toten sprechen, da sie doch durch die Differenz von Tod und Leben geschieden waren?" (ebd., S.28). Er bezieht sich dabei auf Primo LEVI, der in seinem Buch „*Die Untergegangenen und die Geretteten*“ nachdrücklich diesen Unterschied betont habe.

Während „Montage“ der konkreten Erfahrungen „in herrschaftliche Diskurse“ sich als Kritik an dieser Art der Gedächtnisbildung liest, überlegt NIETHAMMER an anderer Stelle, ob nicht diese Phase in der Entwicklung des Kulturgedächtnisses eine Art Voraussetzung für die Artikulation der ganz konkreten eigenen grausamen Erfahrungen sein könnte:

„Erst nachdem das jeweilige Kulturgedächtnis über Massendokumentationen historische Forschung und Verbildlichung einer kollektiven Identität der Verfolgungserfahrung vorgearbeitet hatte und sich wie ein schützender Kokon um den entblößten und verwundeten Einzelnen schloss, erweiterte sich die Möglichkeit, die konkrete Eigenerinnerung zur Sprache zu bringen, und zwar oft im Widerspruch gegen die nun schon etablierten kollektiven Sinngebungen.“ (Niethammer 1995, S. 38)

Das Kulturgedächtnis hat in dieser Darstellung von Niethammer also zwei unterschiedliche Gesichter, die sich für ihn offenbar nicht ausschließen: Einerseits leistet es - trotz der oben skizzierten Einschränkung - Vorarbeit und bietet dem „Verwundeten“ (Traumatisierten) Schutz, andererseits fühlt sich der oder die Einzelne sehr oft zum Widerspruch gegen die dann dominante Beschreibung und Deutung aufgerufen, d.h. sie oder er findet sich im Kulturgedächtnis gerade nicht mit ihrer oder seiner Erinnerung aufgehoben. Hier sei auf die bereits diskutierte Interaktion von Traumatisiertem und Gesellschaft verwiesen (vgl. S. 53).

NIETHAMMER selbst kommt auf diese Doppelgesichtigkeit zurück, wenn er sich fragt, wie im derzeitigen Übergang („floating gap“) von der „kommunikativen Erfahrungsverarbeitung“ der Erfahrungen des 20. Jahrhunderts zur „kulturellen Symbolisierung“ - mit ASSMANN also im Übergang vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis - jene Symbolisierungen aussehen könnten. Er weist dabei den Erinnerungsberichten Überlebender eine wichtige Funktion zu. Diese enthalten für ihn jeweils einen Teil, der sich zur Symbolisierung und Traditionsbildung eignet, daneben jedoch ein „Element des Vorbewussten, des traditionskritischen Überrests“, das sich in der Gedächtnisbildung der Symbolisierung eines positiven Sinnes entziehe.

„Aber die Erinnerung der Vernichtung produziert - außer bei einem Teil der überlebenden Opfer - keinen Sinn, kräftigt keine kollektive Identität und erlöst keineswegs, sondern ihr unabweisbares kritisches Potential hält die Kultur offen. Dafür muss sie präsent und eher dokumentiert als monumentalisiert werden.“ (Niethammer 1995, S. 49-50)

Erinnern, um dazuzugehören

Jan ASSMANN verweist auf die enge Verbindung zwischen Erinnerung und Zugehörigkeit, d.h. zwischen kollektiver Erinnerung und kollektiver Identität. Man erinnere sich, um dazugehören zu können; umgekehrt markiere die Erinnerung für die anderen, dass man dazugehört. Er formuliert zudem einen engen Zusammenhang zwischen der Erinnerung an die Vergangenheit einer Gruppe und den Phänomenen „Dankbarkeit, Vergeltung, Verantwortung, Solidarität, Gemeinsinn, Recht und Gerechtigkeit“ (1995, S. 53). Die Gruppe vergewissere sich in der Rekonstruktion einer gemeinsamen Vergangenheit also auch ihrer Zusammengehörigkeit. LUCKMANN spricht ganz ähnlich über den verpflichtenden Charakter, den das verbindende Wissen - also auch die gemeinschaftsvermittelnde Erinnerung hat, und nennt dies schließlich sogar eine „unsichtbare Religion“ (zit. nach ASSMANN, 1995, S. 60).

6 Kollektives Trauma: Konzeptionalisierungsversuche

Die bis jetzt dargestellten „Annäherungen“ können als Zugänge zu kollektivem Trauma bezeichnet werden, für die jedoch jeweils ein *Transfer* zu leisten war: Vom individuellen Trauma ausgehend ließ sich fragen, wie sich einzelne Phänomene aufs Kollektive übertragen lassen. Vom kollektiven Gedächtnis aus lässt sich ein Transfer zu kollektivem Trauma herstellen.

Nun gibt es zwar keine elaborierte Theorie des kollektiven Traumas, aber es gibt einige Autoren, die sich direkt dem von ihnen wahrgenommenen Phänomen zuwenden, das hier als „kollektives Trauma“ bezeichnet wird. Sie haben unterschiedliche Konzeptionalisierungen dafür erarbeitet. Zwei dieser Konzepte sollen im Folgenden vorgestellt werden: Vamik VOLKAN hat ein auf der Psychoanalyse aufbauendes Konzept des „gewählten Traumas“ entwickelt, Dan DINER hat mit seiner Vorstellung einer „negativen Symbiose“ zwischen nichtjüdischen Deutschen und Juden nach dem Holocaust ebenfalls ein Konzept entwickelt, das spezifische kollektive Phänomene beschreibt, die er als kollektive Langzeitfolgen des Holocaust interpretiert. In diesem Kontext stellt Diner Überlegungen an, die zum Teil auch für Langzeitfolgen anderer „man made disasters“ relevant sein könnten.

6.1 Vamik Volkans Konzept des „gewählten“ Traumas

„Gewählte Traumata“ und „gewählte Ruhmesblätter“ - kollektive Bezugseignisse und ihre möglichen Funktionen

Vamik Volkans Konzept des „gewählten Traumas“ ist eine explizit psychologische Annäherung an „kollektives Trauma“. VOLKAN ist Psychoanalytiker und entwickelt sein Konzept im Rahmen eines generellen Interesses für die Psychologie der Großgruppe und - wie ein mit Kollegen veröffentlichtes Buch heißt - für die „Psychodynamiken internationaler Beziehungen“ (VOLKAN, MONTVILLE und JULIUS, 1990). Mit dem Ausdruck „chosen trauma“ will VOLKAN darauf hinweisen, dass nicht jedes die

Großgruppe betreffende schreckliche Ereignis in den Kanon der allen präsenten prägenden geschichtlichen Tatsachen aufgenommen wird, sondern nur ganz bestimmte von den nachfolgenden Generationen in diesem Sinne bewahrt werden und die Erinnerung daran gepflegt wird. Mit anderen Worten, er betont den Aspekt, den wir oben (S. 15) mit dem Ausdruck „kollektiviertes“ Trauma bezeichnet haben.

Volkan legt aber Wert auf die Feststellung, dass das „gewählte Trauma“ nur eines von mehreren möglichen Charakteristika einer spezifischen Großgruppenidentität ist. So ist die Identität einer Großgruppe bei Volkan nicht nur von einem „erniedrigenden Unglück“ (oder von mehreren) geprägt, sondern auch von geteilten Erlebnissen des Triumphes, die Volkan analog als "gewählte Ruhmesblätter" bezeichnet.

Wie Volkan selbst bemerkt, unterliegt die Entstehung von „gewählten Ruhmesblättern“ wesentlich weniger komplexen Prozessen als die Entstehung gewählter Traumata, beide weisen jedoch auch einige Gemeinsamkeiten auf.

„Nationen feiern ihren Unabhängigkeitstag, und alle Gruppen haben ritualisierte Erinnerungen an Ereignisse und Personen, deren geistige Repräsentanzen auch ein geteiltes, gemeinsames Erfolgs- und Triumphgefühl unter den Gruppenmitgliedern mit einschließen.“ (Volkan 1999b, S. 70)

Wichtige mit dem Unabhängigkeits- oder Nationalfeiertag verbundene Ereignisse oder Personen werden im Laufe der Zeit mythologisiert, ihre geistigen Repräsentanzen werden als „gewählte Ruhmesblätter“ zu Merkmalen der Großgruppenidentität.

„Solche gewählten Ruhmesblätter werden durch die Eltern/Lehrer-Kind Interaktion und die Teilnahme an den Feierlichkeiten, mit denen vergangener erfolg- und ruhmreicher Ereignisse gedacht wird, durch generationsübergreifende Überlieferungen an die nachfolgenden Generationen weitergegeben. (...) Die geistigen Repräsentanzen von gewählten Ruhmesblättern sind mit den Derivaten des libidinösen Triebes besetzt; es ist schön und macht Freude, sie mit den nachfolgenden Generationen zu teilen.“ (Volkan 1999b, S. 70)

Entscheidend für die Volkan interessierende Psychodynamik von Konflikten zwischen Großgruppen ist, dass politische oder religiöse Führer in stressintensiven Zeiten oder kriegsähnlichen Situationen auf solche Ereignisse rekurrieren, um das Selbstwertgefühl der Gruppe zu stärken. Der Verweis auf die „gewählten Ruhmes-

blätter“ begeistert die Gruppenmitglieder unter anderem deshalb, weil ein bereits vorhandenes, von allen geteiltes Gruppenmerkmal dadurch aktiviert wird.

Auch ein geteiltes Trauma kann den Zusammenhalt der Großgruppe unterstützen, jedoch sind sowohl die Prozesse, in denen ein Trauma „gewählt“ wird, als auch die Art und Weise wie es wirkt, ungleich komplexer. Volkan definiert ein gewähltes Trauma folgendermaßen:

„Gewählte Traumata beziehen sich auf die geistige Repräsentanz von einem Ereignis, das dazu führte, dass eine Gruppe durch eine andere Gruppe schwere Verluste hinnehmen musste, dahin gebracht wurde, dass sie sich hilflos und als Opfer fühlte und eine demütigende Verletzung miteinander zu teilen hatte. Da eine Gruppe es nicht selbst wählt, Opfer zu werden oder Demütigungen zu erleiden, erheben manche Einwände gegen den Begriff gewählte Traumata. Ich glaube jedoch, dass er die bewusste Wahl der Gruppe widerspiegelt, die geistige Repräsentanz von einem Ereignis einer vergangenen Generation der eigenen Identität hinzuzufügen.“ (Volkan 1999b, S. 73)

Und er fügt hinzu, dass eine Großgruppe die Erinnerungen an die Traumata der Vorfahren über die Generationen hinweg bewusst nähre (ebd.).

Ähnlich wie auf „gewählte Ruhmesblätter“ kann von den jeweiligen Machthabern auf „gewählte Traumata“ zurückgegriffen werden, um das Zusammengehörigkeitsgefühl zu erhöhen. Volkan weist an anderer Stelle jedoch auch darauf hin, dass sich die Funktion des gewählten Traumas über die Generationen ändern könne:

„In einer Generation kann es die Gruppenidentität als Gruppe von Opfern stützen. In einer anderen Generation mag es dazu dienen, der Gruppe eine Identität als Rächer zu verleihen. Ein gewähltes Trauma kann auch im kollektiven ‚Gedächtnis‘ einer Gruppe schlummern. In Zeiten der Spannung, wenn die Identität der Gruppe gefährdet wird, wird es reaktiviert und kann von den Führern dazu verwendet werden, die von der Gruppe geteilten Gefühle über sich selbst und den Feind zu schüren. Das Zeitgefühl bricht zusammen und das gewählte Trauma wird so erlebt, als hätte es erst gestern stattgefunden: Gefühle, Wahrnehmungen und Erwartungen, die mit einem Ereignis und Feind der Vergangenheit assoziiert werden, verschmelzen mit jenen, die sich auf Ereignisse und Feinde der Gegenwart beziehen und führen so zu Fehlanpassungen im Gruppenverhalten, irrationalen Entscheidungen und Widerstand gegenüber Veränderungen.“ (Volkan 1999c, S. 21)

Die Aktivierung alter Verletzungen durch Milosevic, Tudzman und Karadzic ist ein typisches Beispiel für die bewusste Instrumentalisierung eines kollektiven Traumas durch politische Führer.¹⁷

Kollektive Traumata lassen sich also als eine Art Reservoir rasch aktivierbarer kollektiver Affekte verstehen, das es im Moment der (tatsächlichen oder eingebildeten) Gefahr erlaubt, einen einheitlichen politischen Mehrheitswillen zu erzeugen. Volkan sieht den Haupteffekt der serbischen Propaganda in Bezug auf den Kosovo darin, dass tatsächlich die 600 Jahre alte Erinnerung an die gegen die Osmanen verlorene Schlacht am Amsselfeld geweckt wurde.

„Der auf diese Weise erleichterte Zusammenbruch des Zeitgefühls bereitete die Serben emotional auf die Gräueltaten vor, die sie in der Folge gegen die bosnischen Moslems begingen, welche als eine Art Verlängerung der Osmanen betrachtet werden. Die Gruppenidentität der Serben wurde durch die ungebrochene emotionale Macht dieses weit in der Vergangenheit liegenden Ereignisses verstärkt und mit neuem Leben erfüllt - auf Kosten der Nicht-Serben.“ (Volkan 1999c, S. 22f)

Dass sich diese emotionale Macht - in diesem Beispiel über Jahrhunderte - erhalten kann, erklärt Volkan mit verschiedenen psychologischen Prozessen, die im Folgenden dargestellt werden.

Die Entstehung „gewählter Traumata“

Eine zentrale Vorstellung in Zusammenhang mit „gewählten“ Traumata besagt, dass die einzelnen Gruppenmitglieder jeweils nicht nur individuelle Erinnerungen an das Unglück haben, sondern dass ein gemeinsames Unglück auch starke gemeinsame Erinnerungen stiftet:

„Die Auswirkungen eines großen und erniedrigenden Unglücks, das alle oder die meisten Angehörigen einer Großgruppe direkt betrifft, schmieden eine Verbindung zwischen der Psychologie des einzelnen und jener der Gruppe.

¹⁷ Am Beispiel Jugoslawiens wird aber zugleich deutlich, dass das gewählte Trauma nur einer von mehreren möglichen Faktoren ist, die es ermöglichen, so starke Affekte zu mobilisieren. So hat etwa die Tendenz der internationalen Gemeinschaft, den Zerfall Jugoslawiens zu akzeptieren oder sogar zu beschleunigen („Anerkennungspolitik“) das Gefühl bedrohter Gruppenidentität vor allem in den jeweiligen Minderheiten gefördert.

Unmittelbar nach solch einem Ereignis beginnt dessen mentale Repräsentation, die allen Mitgliedern gemeinsam ist, Form anzunehmen. Diese mentale Repräsentation besteht aus der kompakten Sammlung gemeinsamer Gefühle, Vorstellungen, Phantasien und aus Interpretationen des Ereignisses sowie aus Bildern bedeutender Gestalten, etwa eines gefallenen Führers. Ein mentaler Schutz gegen schmerzhaft oder inakzeptable Gefühle oder Gedanken gehört auch dazu“ (Volkan 1999a, S. 65).

Die „kollektive“ Erinnerung an das Trauma betrifft also nach Volkans Auffassung verschiedene Ebenen: Nicht nur Erinnerungen der unterschiedlichen Gruppenmitglieder gleichen sich, auch Fantasien, Vorstellungen und Interpretationen werden Teil einer gemeinsamen geistigen Repräsentanz.

Geteilt wird neben der mentalen Repräsentanz auch ein mentaler Schutz, den VOLKAN jedoch nicht näher definiert. Diese Fantasien, Vorstellungen und Interpretationen beziehen sich auf die kollektiven Reaktionen unmittelbar nach dem Ereignis. Um die langfristigen Effekte zu erklären, spricht Volkan von einem misslingenden kollektiven Trauerprozess (vgl. MITSCHERLICH und MITSCHERLICH 1967), wobei sich die unerledigte Trauer im Sinne einer transgenerationellen Weitergabe (vgl. S. 45) auf die nachkommenden Generationen auswirke:

„Wenn die mentale Repräsentation so belastend wird, dass Mitglieder der Gruppe nicht mehr im Stande sind, das Trauern über ihre Verluste einzuleiten oder zu Ende zu bringen oder ihre Gefühle der Erniedrigung umzukehren, dann werden ihre Bilder von ihrem Selbst an spätere Generationen in der Hoffnung weitergegeben, dass andere fähig sein werden zu trauern und zu bewerkstelligen, was frühere Generationen nicht leisten konnten. Weil die traumatisierten Selbstbilder, die von den Mitgliedern der Gruppe weitergegeben werden, sich auf das gleiche Unglück beziehen, werden sie Teil der Gruppenidentität (...)“ (Volkan 1999a, S. 66f).

In dieser Sicht haben die Nachkommen von den Vorfahren die Aufgabe übertragen bekommen, das Trauma stellvertretend zu bewältigen. Volkan spricht an anderer Stelle von einem Deponieren der "geistigen Repräsentanz in der sich entwickelnden Selbstrepräsentanz der Kinder" (1999b, S. 74). Bezieht man hier die oben zitierten verschiedenen möglichen Funktionen gewählter Traumata mit ein, dann können die Nachkommen nicht nur die fehlende Trauer, sondern unter Umständen auch fehlende Rache als ihre Aufgabe erleben. Wenn es also einer Großgruppe innerhalb einer Generation nicht gelingt, die Gefühle narzisstischer Verletzung und Demütigung

umzukehren bzw. zu reparieren, dann werden die Nachkommen anfällig für den beschriebenen Zusammenbruch des Zeitgefühls, für das plötzliche Wiederauftauchen alter Gefühle, für irrationale Entscheidungen und Fehlanpassungen.

6.2 Die “Negative Symbiose” von Deutschen und Juden nach Auschwitz (Dan Diner)

Vorbemerkung: Was ist das Trauma für die Nachkommen der Täter?

Verschiedene Schwierigkeiten bei der Verwendung des Begriffs Kollektives Trauma sind bereits angesprochen worden, dabei insbesondere die aus historiografischer Sicht formulierte Skepsis gegenüber einem Konzept, das historisch nicht zu vergleichende Ereignisse über einen Kamm schert. Eine besondere Zuspitzung erfahren diese Kritiklinien, wenn es um die Bedeutung des Holocaust für Juden auf der einen und für nichtjüdische Deutsche auf der anderen Seite geht.¹⁸

Je verschiedene Merkmale eines „kollektiven Traumas“ können auf die beiden Kollektive zutreffen. So illustriert VOLKAN beispielsweise die im Kontext des gewählten Traumas als “Deponieren in der nächsten Generation” bezeichnete Dynamik am Beispiel der Juden, die seiner Meinung nach die Erinnerung an den Holocaust bewusst über die Generationen wach halten (Volkan 1999a, S. 67). Andererseits erinnert die Definition „großes und erniedrigendes Unglück”, vor allem in den Zusätzen „narzisstische Verletzung” und „blockierte Trauer” unmittelbar an die Analyse von Alexander und Margarete MITSCHERLICH, die im Deutschland der 50er/60er Jahre eine (kollektive) Unfähigkeit zu Trauern feststellten. Während VOLKAN selbst jedoch mit der Anwendung seines Konzeptes auf den Holocaust insgesamt zurückhaltend

¹⁸ Die Begriffswahl „Juden und Deutsche“ reproduziert in gewisser Weise die Nazilogik, so als könne man nur entweder Deutscher *oder* Jude sein. Um auszudrücken, dass jemand zugleich Deutscher und Jude sein kann, wird häufig die Sprechweise „nichtjüdische vs. jüdische Deutsche“ vorgeschlagen, an die wir uns hier im Wesentlichen halten. Da es DINER – einem in Deutschland und in Israel lehrenden Historiker – jedoch im referierten Text um die beiden Kollektive der Juden (unterschiedlicher Nationalitäten) und der Deutschen nach dem Holocaust geht, verwendet er „die Deutschen“ und „die Juden“.

ist¹⁹, nennen andere Autoren die Auswirkungen des Holocaust auf (nichtjüdische) Deutsche tatsächlich ein „Trauma“. So spricht etwa Bernd GIESEN (2001) im Kontext der bereits erwähnten Study Group (vgl. Fußnote 6, S. 17) von einem “cultural trauma” der Deutschen, Gitta SERENY (2000) fasst ihre jahrzehntelangen Recherchen über die deutschen und österreichischen Holocaust-Täter und -Verleugner unter dem Titel „Das deutsche Trauma. Eine heilende Wunde“ zusammen. Hier stellt sich das bereits im Zusammenhang mit transgenerationaler Weitergabe skizzierte Problem der Parallelisierung von Täter- und Opferseite sozusagen auf anderer Ebene (vgl. S. 50ff). Auch wenn der Holocaust für manche Täterkinder im engeren und weiteren Sinne eine schwere Last darstellt (und dies traumatische Qualität haben kann), kann auf kollektiver Ebene nicht das gleiche Konzept die Bedeutung für die Täterseite erfassen, mit dem die Auswirkung auf die Opferseite beschrieben wird.²⁰

Was sich hier für den Holocaust als radikale Frage stellt, könnte möglicherweise in abgeschwächter Form auch für andere „kollektive Traumata“ zutreffen: Das gleiche Ereignis, das das Opferkollektiv traumatisiert hat, ist häufig auch für die Identität und das kollektive Gedächtnis der Täterseite von zentraler Bedeutung. Das Ereignis kann zwar – wie bei VOLKAN beschrieben – in manchen Fällen als Triumph („gewähltes Ruhmesblatt“) erinnert werden. Oft wird sich jedoch begangene Gewalt (nicht zuletzt im Zuge der zunehmenden Bedeutung von Menschenrechtskonventionen) auf der Täterseite als „Bruch“ oder als massive Erschütterung im Selbstbild beschreiben lassen.

Diese Art von Erschütterung oder Bruch hat jedoch völlig andere Qualität als der Bruch, der als das kollektive Trauma der Opfer bezeichnet werden kann. Opfer- und Täterseite beziehen sich in radikal unterschiedlicher Weise auf das gleiche Ereignis.

¹⁹ VOLKAN selbst betont, dass er sich nicht als Experte für den Holocaust sehe und seine These vom gewählten Trauma in anderen Kontexten an Hand anderer Beispiele entwickelt habe (vgl. Volkan, 2000).

²⁰ Derartige parallele Beschreibungen erwecken den Eindruck, dass man die Leiden der beiden Seiten „analog“ betrachten könne und handeln sich meines Erachtens zu Recht den Vorwurf der impliziten Nivellierung des extremen Traumas der Holocaust-Überlebenden ein. Die Bedeutung des Holocaust für die Täterseite – auf kollektiver Ebene - zu beschreiben, bedarf einer anderen Begrifflichkeit als der des Traumas und erfordert andere Konzepte. Eine ausführliche Diskussion zu diesen Fragen entstand im Anschluss an den Vortrag von GIESEN auf der Konferenz “Individual and Collective Trauma: Reality, Myth, Metaphor?” vom 26-28.06.02 in Wiesbaden-Naurod. Dort wurde z.B. die Frage aufgeworfen, ob für die Täterseite der Begriff „Bruch“ passender sein könnte.

„Negative Symbiose“ bei Dan Diner

Dan DINER hat in bezug auf den radikalsten Fall einer solchen „gegenseitlichen Gemeinsamkeit“ den Begriff der „negativen Symbiose“ geprägt.

„Seit Auschwitz – welch traurige List – kann tatsächlich von einer „deutsch-jüdischen Symbiose“ gesprochen werden – freilich einer negativen: für beide, für Deutsche wie für Juden, ist das Ergebnis der Massenvernichtung zum Ausgangspunkt ihres Selbstverständnisses geworden; eine Art gegensätzlicher Gemeinsamkeit – ob sie es wollen oder nicht. Denn Deutsche und Juden sind durch dieses Ereignis neu aufeinander bezogen worden“ (Diner 1986, S. 9).

Die Massenvernichtung wird für beide Kollektive zum zentralen Bezugspunkt, bindet sie aneinander. Diner deutet an, dass diese Bindung aneinander, die beide (aus unterschiedlichen Gründen) irgendwie nicht wollen, etwas Unausweichliches an sich hat. Im Zusammenhang mit dieser negativen Symbiose sieht Dan Diner einige Dynamiken, die sowohl das Verhältnis der beiden Gruppen zu sich selbst als auch zu einander prägen.

Die deutsche Seite: frei flottierende Schuld und Entlastungsstrategien

Diners zentrale Hypothese für die deutsche Seite ist, dass die gesamte Kultur „von einem durch Auschwitz hervorgerufenen Schuldgefühl“ geprägt ist. Er führt dies darauf zurück, dass es angesichts des Ausmaßes der realen Schuld an Auschwitz keine Möglichkeit für eine angemessene Bestrafung im juristischen Sinne gegeben habe. Hannah ARENDT habe dies bereits mit Blick auf die Nürnberger Prozesse festgestellt, als sie in einem Brief an Karl Jaspers 1946 schrieb, dass die Ungeheuerlichkeit dieser Schuld „im Gegensatz zu krimineller Schuld alle Rechtsordnung“ übersteige und zerbreche (Arendt, zit. nach Diner 1986, S. 11).

DINER selbst sieht in dieser Unmöglichkeit einer adäquaten Strafe die Ursache für ein sich kollektiv ausweitendes, „frei flottierendes“ Schuldgefühl, das dabei vor allem die Nachkommen der für den Holocaust mitverantwortlichen Generation ergreife.

„Die Abstraktion der Vernichtung, will heißen: die funktionale und arbeitsteilig organisierte Teilhabe der deutschen Gesellschaft in ihrer Gesamtheit am industriellen Massenmord, an Auschwitz, macht alle – von wirklichen Wider-

ständlern abgesehen – zum Bestandteil des Vernichtungsprozesses. Das Schuldgefühl der Nachgeborenen bestätigt dies: Auch bei Abstrafung der unmittelbaren Verbrecher und Verantwortlichen bleibt eine kritische Masse individuell nicht rückführbarer Schuld zurück (...).“ (Diner 1986, S. 11)

Das so erklärbare frei flottierende Schuldgefühl macht Diner für eine Reihe von Phänomenen verantwortlich, die das Verhältnis der Deutschen zu sich selbst und zu den Juden prägen. Es führe zu ständig wiederkehrenden Entlastungsversuchen – Strategien des Vergessens, die jedoch letztlich vergeblich bleiben. Der der Entlastung entgegengesetzte jüdische Wunsch nach Erinnern (Diner: „Gemahnen“), könne die verschiedenen Ausweich- und „Entsorgungs-Strategien“ in blinde Wut im Sinne eines „Antisemitismus wegen Auschwitz“ steigern.

Diner skizziert in diesem Zusammenhang ebenfalls ein Modell transgenerationaler Weitergabe auf der Täterseite. Seiner Meinung nach wird durch Identifikation mit den Eltern oder Großeltern vor allem die Bestrafungserwartung, „das Angstgefühl erwarteter Rache“ weitergegeben:

„In Momenten realer oder phantasierter politischer Krise kann die verdrängte bzw. verleugnete Angst und Bestrafungserwartung Auschwitz‘ wegen produktiv aufbrechen, wird sie nicht durch die Komplizenschaft der Generationen in die Sprachlosigkeit zurückgeholt, um später vielleicht aggressiv die Entlastung von Schuldgefühlen einzuklagen.“ (Diner 1986, S. 12)

Während im intuitiven Verständnis von kollektivem Trauma oder etwa in Volkans Konzeptionalisierung Krisen eher im Sinne einer gefährdenden Aktivierung der traumatischen Erinnerung verstanden werden, formuliert Diner hier Krise als mögliche Chance: diffuse Schuldgefühle, Angst und Bestrafungserwartungen könnten *produktiv* aufbrechen. Es ist die „Komplizenschaft der Generationen“ – ein Begriff der auch in der psychologischen Debatte eine wichtige Rolle spielt (vgl. MÜLLER-HOHAGEN 1993) – die verhindert, dass sich Momente der Krise in diesem positiven Sinne auswirken können. Da bei der älteren Generation meist der Impuls zur „Abwehr“ (im psychoanalytischen Sinne, also: Verleugnung, Verdrängung etc..) überwiegt, gelingt es auch der jüngeren Generation selten, diese zu überwinden. Als Beispiel referiert Diner die Fallgeschichte eines Psychoanalytikers, in der der Patient einen eindeutig auf den Holocaust beziehbaren Traum erzählt (Rampe, Lagerhallen, ein Sperrgebiet, es wird mit Gold gehandelt). Vom Analytiker, der diesen Fall in einer

Fachzeitschrift vorstellt, wird der Traum jedoch ausschließlich im Hinblick auf aktuelle ökologische Gefahren gedeutet.

Als weitere typische Entlastungsstrategie gerade derjenigen, die sich aktiv aus der Komplizenschaft lösen wollen, sieht DINER eine vorschnelle, „falsche Identifizierung mit den Opfern“, wie etwa wenn der gelbe Stern als Zeichen des politischen Protestes angeheftet werde. Die Vergangenheit werde „als untergründige Angst aus der familiär übertragenen Ablagerung von Schuld und Angsterwartung symbolisch verkehrt und magisch beschworen“ (Diner 1986, S. 13). Die Chance der Bewusstwerdung dessen, was einen wirklich im Sinne der transgenerationalen Weitergabe prägt, wird durch die Opferidentifikation vertan.

Die jüdische Seite: Horror Vacui

Während sich für die deutsche Seite Abwehrstrategien auf die Abwehr von Schuld und (Bestrafungs-)Angst beziehen, beschreibt DINER die Abwehr der jüdischen Seite als fast existentiell nötigen Schutz vor Gefühlen grenzenloser Hilflosigkeit:

„Bei Juden wiederum löst die Erinnerung an Auschwitz einen *horror vacui* grenzenloser Hilflosigkeit aus – eine unfassbare Leere, die besser mit einer Plombe von Deck- und Ersatzerinnerungen verschlossen bliebe – des Weiterlebens wegen.“ (Diner 1986, S. 10)

Aus umgekehrten Gründen werde der jüdische Umgang mit Auschwitz von „zählen“ Deckerinnerungen begleitet.²¹ Zunächst auf Grund der Unvorstellbarkeit und „Abstraktheit“ habe man sich sowohl intellektuell als auch emotional dem Phänomen Auschwitz nur mit zeitlicher Distanz annähern können. Dazu komme, dass es für die Opfer unerträglich sei, dass in Auschwitz ein „sinn- und zweckloses Ereignis stattgefunden habe“, das sich, so DINER, nicht in einen historiosophischen Diskurs einfügen lasse, der den Holocaust zu einem auch nur irgendwie „sinnhaften, nationalen Martyrium“ erklären könnte.

Als weitere Facette „falscher jüdischer Wahrnehmung“ sieht Diner die Scham über den vermeintlich nicht geleisteten Widerstand. Auch diese Wahrnehmung sei

²¹ In der Psychoanalyse geht man davon aus, dass es bei besonders schrecklichen, traumatischen Erlebnissen zu sogenannten Deckerinnerungen kommen kann: Harmlose Erlebnisse oder Details, die zur gleichen Zeit erlebt wurden, schieben sich quasi als Schutz vor die eigentliche Erinnerung.

aus historischer und soziologischer Sicht absurd, so dass es DINER eher für erklärungsbedürftig hält, dass es vielerorts militärischen Widerstand gab. Das Phänomen der Scham bedarf deshalb einer anderen Erklärung:

„Die unter Juden immer wiederkehrende Frage, warum kein Widerstand geleistet worden sei, der bohrende, schambesetzte Selbstvorwurf, als Opfer menschenunwürdig gehandelt zu haben, beruht auf dem resistenten Nichtverstehen von Auschwitz. Und jenes andauernde Ignorieren legt die Vermutung nahe, dieses Ereignis solle wegen seiner Monstrosität nicht verstanden werden“ (Diner 1986, S. 16).

DINER bezieht sich hier wieder auf das oben angeführte Argument: Um des Weiterlebens willen darf nicht verstanden werden. Dies impliziert, dass die quälende Scham leichter zu ertragen sei als ein Verstehen, das bedeuten würde, die totale Sinnlosigkeit und die „grenzenlose Hilflosigkeit“ wahrzunehmen.

Auswirkungen auf das Verhältnis von (nichtjüdischen) Deutschen und Juden

Die für die jeweiligen Seiten hier getrennt dargestellten Dynamiken wirken sich massiv auf das Verhältnis zueinander aus, in Diners Worten: Die negative Symbiose wird „das Verhältnis zueinander über Generationen hinaus prägen“ (1986, S. 9).

Sehr deutlich ist dies bei den in Deutschland zu beobachtenden Strategien des Vergessens, die von den jüdischen Opfern als Anschlag auf das kollektive Gedächtnis empfunden werden.

Besonders interessiert DINER die Manifestation der negativen Symbiose im Zusammenleben von Juden und Nichtjuden in Deutschland: Die hier lebenden Juden sähen sich immer wieder gezwungen, sich vor sich selbst und der Welt dafür zu rechtfertigen, dass sie in Deutschland leben. Durch ihre Anwesenheit im Land der Täter könnte nämlich der Eindruck von einer (scheinbaren) Normalität im Verhältnis zwischen den nicht-jüdischen Deutschen und Juden entstehen. In der Tat sei die Anwesenheit von Juden in Deutschland für die moralische und politische Wiederanerkennung Deutschlands von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen. Bis heute „flankieren“ die Juden, so Diner, die deutsche Sehnsucht nach Normalität. Umgekehrt sieht er für die Motive, die Juden dazu bringen in Deutschland zu leben, tiefere Schichten am Werke.

„Die Juden (...) scheinen sich hier deshalb aufzuhalten, weil sie durch größtmögliche Nähe zum Tatort bzw. zum Täterkollektiv der Vergangenheit am stärksten verbunden bleiben. So als ob sie hier in Deutschland den unwiederbringlichen Verlust einfordern, die durch Auschwitz hervorgerufene Leere auffüllen könnten. Hier ist die Erinnerung am stärksten, hier fordert ihre ständige Anwesenheit das Kollektiv der Täter heraus, sich der Tat zu vergegenwärtigen – als ob in Deutschland durch Deutsche das Verlorene sich wiederauffinden ließe“ (Diner 1986, S. 19).

DINER beschreibt das Verhältnis von Deutschen und Juden als ein unausweichliches Aufeinander-Bezogensein durch das gleiche Ereignis, aber auch als eine *Symbiose*, die bedeutet, dass man sich braucht: Eine negative Symbiose ist es deshalb, weil sich die hinter dem „Sich-Brauchen“ verborgenen Bedürfnisse gewissermaßen widersprechen. Wenn es, wie gerade zitiert, auch um die Verbundenheit mit der Vergangenheit geht, dann widerspricht dies sowohl dem Entlastungsbedürfnis als auch dem damit verbundenen Normalisierungswunsch.

II. WAS KANN MAN TUN? - PERSPEKTIVEN KONSTRUKTIVER BEARBEITUNG KOLLEKTIVER TRAUMATA

Die zu Beginn dieses Reports formulierte Frage, ob unterschiedliche historische Erfahrungen überhaupt unter den gemeinsamen Begriff „kollektives Trauma“ zu subsumieren sind, muss auf zwei unterschiedlichen Ebenen gestellt und beantwortet werden: Zum einen war zu fragen, inwiefern die Übertragung der individuellen Diagnose auf ein Kollektiv überhaupt theoretisch zulässig ist. Diese Frage konnte nicht abschließend mit einem eindeutigen Ja oder Nein beantwortet werden, es konnten aber verschiedene Zugänge zu einer theoretischen Konzeptionalisierung aufgezeigt werden. Es wurde deutlich, dass es für individuelle und kollektive Zustände als Folge schwerer Verletzungen gemeinsame Merkmale gibt, die unter bestimmten Bedingungen ein gemeinsames Konzept rechtfertigen können.

Zum anderen kann die Frage „Gibt es ein kollektives Trauma?“ auch mit Blick auf ihre praktischen Konsequenzen gestellt werden: Wenn wir durch den Begriff „kollektives Trauma“ Gemeinsamkeiten unterschiedlicher historischer Erfahrungen unterstellen, dann impliziert dies - analog zur individuellen Trauma-Heilung - auch, dass es Leitlinien für die Heilung eines „kollektiven Traumas“ geben muss. Wie für die individuelle Traumaheilung kann also sowohl nach der Schlüssigkeit unterschiedlicher „Traumatheorien“ als auch nach der Wirksamkeit unterschiedlicher „Traumatherapien“ gefragt werden. Da sich idealtypisch Theorie und Therapie entsprechen und theoretische Überlegungen - gerade in der Psychologie und Psychotherapie - fast immer an der Praxis entwickelt und differenziert werden, ist diese Trennung in gewisser Hinsicht künstlich.

Im nun folgenden zweiten Teil werden mehrere Beispiele systematisch daraufhin befragt, ob und inwiefern bewusste Reaktionen auf das traumatisierende historische Ereignis als konstruktive „Bearbeitungsversuche“ im Sinne der Traumaheilung gesehen werden können. „Bearbeitungsversuch“ umfasst dabei sowohl Reaktionen, die eher kleinere soziale Einheiten betreffen, als auch gesellschaftliche Reaktionen. Wie oben (S. 53) dargestellt, stehen gesellschaftliche und mikrosoziale Traumabearbeitung in einer engen Wechselbeziehung, so dass jede Bearbeitung als „psychosozial“ und gesellschaftlich zugleich gesehen werden kann. Ich unterscheide im Folgenden jedoch zwischen Interventionen, die vom Psychosozialen aus-

gehen und dann gesellschaftliche Auswirkungen haben und solchen, die primär als gesellschaftlicher Bearbeitungsversuch gesehen werden können. Gesellschaftliche Bearbeitungsversuche (wie z.B. die Arbeit der Wahrheitskommissionen) wirken jedoch auf die mikrosoziale Ebene zurück und sind insofern wiederum auch als psychosoziale Interventionen begreifbar.

1 Trauma-Arbeit im engeren Sinne: Von der psychosozialen zur gesellschaftlichen „Intervention“

Definiert man „Traumabearbeitung“ als Umgang mit den Folgen „massenhafter Gewalt“, dann liefert die Menschheitsgeschichte dafür ungezählte, je historisch und kulturell geprägte Beispiele. Kritiker einer westlich reduzierten Traumaperspektive haben zu Recht darauf hingewiesen, dass es absurd und vermessen ist, jene Vielfalt menschlicher Erlebensweisen und Reaktionen unter dieser Perspektive (gar auf ihre „Wirksamkeit“) überprüfen zu wollen. Eher müsste die westliche Diagnose aus Perspektive der verschiedenen Beispiele einer Überprüfung unterzogen werden. Für die folgende Darstellung wurden zwei Beispiele ausgewählt, bei denen wichtige Akteure selbst mit dem Traumbegriff operieren. So lässt sich unter anderem aufzeigen, was man „aus der Traumaperspektive“ als Hauptproblem sieht, und welche Handlungen, Interpretationen und Evaluationen dies hervorbringt.

1.1 Das „Vietnam Trauma“ in den USA: Heilung durch „rap groups“ und Protest?

Die psychischen Folgen des Vietnamkriegs bei den US-Veteranen haben wesentlich dazu beigetragen, dass die amerikanische psychiatrische Vereinigung 1980 die Diagnose „Trauma“ (unter der Bezeichnung Post Traumatic Stress Disorder/PTSD²²) in den offiziellen Katalog psychischer Störungen aufnahm.

Der Vorgang illustriert, wie sehr sich die zunehmend öffentlich geführte Diskussion über die psychische Beschädigung der ehemaligen Soldaten auswirkte. Obwohl die spezifische Ausformulierung der Diagnose im Diagnostisch-Statistischen

²² Der seither häufig verwendete Diagnose-Begriff PTSD wurde vielfach kritisiert. So merkt beispielsweise FISCHER (1998, 43) zu Recht an, dass die Vorsilbe „post“ unglücklich gewählt sei, „da sie eine Gleichsetzung von Trauma und traumatischem Ereignis“ suggeriere.

Manual als "PTSD" viele problematische Implikationen hat,²³ kann die mit dieser Diagnose in den USA verbundene offizielle Anerkennung des Leidens als Erfolg einer Bewegung gesehen werden, die unter anderem die Skandalisierung der Folgen dieses unglaublich grausamen Krieges zum Ziel hatte. Da Ohnmachtsgefühle ein zentrales Merkmal von Trauma sind, ist diese (definitions-mächtige) Artikulation ein wichtiger Heilungsschritt.

Die Anerkennung von PTSD als Diagnose war jedoch nur eine von vielen Auswirkungen, der sich aus dem Vietnamkrieg entwickelnden Bewegungen und eine umstrittene zudem. Diese Initiativen, die sich während und in Folge des Vietnamkriegs gebildet haben, können insgesamt als kollektiver Bearbeitungsversuch begriffen werden.

Chaim SHATAN schildert in einem Aufsatz 1981, wie grausam und z.T. doppelbödig die US-amerikanische Gesellschaft mit den Vietnam-Veteranen umging. Sie wurden zwar zum Teil als Helden gefeiert und erhielten militärische Auszeichnungen (Orden), aber niemand wollte hören, was sie wirklich erlebt hatten. Sehr viele Veteranen - gerade auch solche, die gefeiert worden waren - fühlten sich von der offiziellen Behörde, der *Veterans Administration* (VA), nicht vertreten und gründeten schließlich eine eigene Organisation, die *Vietnam Veterans Against War* (VVAW). Die Organisation ähnelte ursprünglich stark anderen der damals aufblühenden sozialen und Alternativbewegungen, im Vordergrund stand die politische Antikriegshaltung. Die Veteranen-Selbsthilfegruppen, die so genannten "*rap groups*", die rückblickend als ihr zentraler Bestandteil wirken, waren nicht gezielt initiiert worden, sondern entstanden aus dem wachsenden Bewusstsein für den dringenden Wunsch, sich über die Kriegserlebnisse auszutauschen. In der Darstellung des Therapeuten Robert LIFTON (1973) entstanden die Gruppen daraus, dass die Veteranen in den Büros der VVAW zusammentrafen und spontan zu "*rappen*" d.h. sich intensiv über ihre Erlebnisse auszutauschen begannen.

Aufgrund schlechter Erfahrungen mit der *Veterans Administration* hielt man sich von professionellen Helfern zunächst fern. Erst später arbeiteten *health*

²³ Vgl. die bereits einleitend dargestellten Kritiklinien, z.B.: Kann man so unterschiedliche Erfahrungen wie die, als Kind sexuell missbraucht worden zu sein, und das „Vietnamtrauma“ in einer Diagnose zusammenfassen? Und: Legt man das Konzept der sequentiellen Traumatisierung (vgl. S. 26) zu Grunde, dann ist die Rede von einem „post“-traumatischen Syndrom irreführend, da traumatisierendes Ereignis und die Entwicklung von Traumasymptomen eine Einheit darstellen.

professionals wie LIFTON und SHATAN mit. Die Selbsthilfegruppen breiteten sich über die ganze USA aus, so dass es Ende 1972 bereits 2300 solcher Gruppen gab.

Diese Selbsthilfegruppen wurden für viele Veteranen eine wichtige Alternative sowohl zur Unterstützung durch die eigenen Angehörigen, von denen sie sich meist entfremdet fühlten, als auch zur offiziellen medizinischen Versorgung durch die Veteranenbehörde, die sie als „Arm jenes moralisch korrupten Machtapparates, der sie ausgebeutet und verraten hat“ (SHATAN 1981, S. 287), betrachteten.

Die Arbeit der VVAW befand sich so in einem Spannungsfeld zwischen Selbsthilfe und Antikriegsbewegung. Während manche *health professionals* die politischen Implikationen der Selbsthilfegruppenarbeit auf Dauer zu problematisch fanden, sahen LIFTON und SHATAN, selbst zugleich Kriegsgegner und Therapeuten, politische Aktivität und Selbsthilfe/Therapie nicht als Widerspruch, sondern als sinnvolle Ergänzung. Sie vertraten die Meinung, dass eine aktive Partizipation am öffentlichen Leben über die sich gegen den Krieg entwickelnden Protestformen ein zentraler Faktor der Heilung war:

„In einer symbolischen Geste luden die Veteranen einiges von ihrer Schuld ab, als sie auf die Stufen des Kongressgebäudes die Orden warfen, mit denen man sie für ihren Anteil am Morden belohnt hatte - in einem Krieg, den sie hassen gelernt hatten. Über ihre dramatische politische Wirkung hinaus haben solche Gesten eine tiefe therapeutische Bedeutung. Statt auf Befehl zu handeln, handelten die Veteranen, um wieder Herr der Dinge zu werden, ja Herr über ihr eigenes Leben, das man ihnen in Vietnam geraubt hatte.“ (Shatan 1981, S. 287)

Was SHATAN hier beschreibt, enthält zwei wesentliche Heilungsaspekte: Indem die Veteranen ihre Orden wegwarfen, sorgten sie dafür, dass die Frage nach der Verantwortung für den Krieg öffentlich wieder neu und intensiver diskutiert werden musste. Für das Vietnamtrauma waren quälende Schuldgefühle charakteristisch, die ein solcher Akt allein zwar nicht aufzulösen vermag, jedoch kann im Rahmen eines öffentlichen Diskurses die Frage nach der eigenen Mitverantwortung realistischer beantwortet werden. Statt sich passiv und einsam den eigenen oft überwältigenden Schuldgefühlen ausgeliefert zu fühlen, wurde durch diese symbolische Handlung eine kollektive Auseinandersetzung mit der Schuld eingeklagt. Dies ist auch eine Form von *empowerment*. Statt erneut nur Ohnmacht zu erfahren, gelang den Veteranen ein unübersehbar wirksamer Akt.

Aus Protest hatten Veteranen aber „nicht nur ihre Orden zurückgegeben, sondern Hearings über Kriegsverbrechen veranstaltet, ‚Pazifizierungs‘-Operationen in amerikanischen Dörfern simuliert, sowie Meldungen über ungewöhnliche militärische Vorhaben, die von offizieller Seite dementiert wurden, aufgezeichnet und verbreitet“ (Shatan 1981, S. 288). Auch diese Protestformen differenzierten den Schuldiskurs und machten ihn zur öffentlichen statt privaten Angelegenheit.

Neben diesen Protestformen nennt Shatan noch eine andere Form heilsamer Projekte. So schrieben und veröffentlichten Veteranen Kriegsgedichte und spendeten den Erlös unter anderem für den Wiederaufbau eines Krankenhauses in Hanoi, sie engagierten sich für freie Kliniken in Armenvierteln, in denen dann ehemalige Sanitäter arbeiteten. Außerdem führten sie regelmäßige Gefängnisbesuche und Rechtsberatungen im Gefängnis durch.

Auch diese Projekte lassen sich als konstruktiver kollektiver Umgang mit den massiven Traumasymptomen, vor allem dem „Schuldgefühl“, verstehen.

In diesem Zusammenhang sei auf einen viel später (1995) erschienenen Aufsatz von Noka ZADOR verwiesen. Er berichtet von seinem in der klinischen Arbeit mit Veteranen gewonnen Eindruck, dass diejenigen am längsten und am schwersten leiden, die real schwere Grausamkeiten begangen hatten:

“It is as if the veteran cannot recover from the realization that he committed an unforgivable act with real, horrifying and irreversible consequences. Although many of them have been through years of psychotherapy and psychopharmacological treatment, they still complain of being hopeless, demoralized and that their lives are devoid of meaning. (...) I have become more and more convinced that the ability to live a life where redemption is a central theme is an essential and indispensable component of their healing process” (Zador 1995, S. 18).

In Übereinstimmung mit anderen Autoren sieht ZADOR das zerstörte Gefühl für die eigene Integrität, das Gefühl, so sehr vor den eigenen Wertmaßstäben und dem eigenen Selbstbild versagt zu haben, als zentralen Faktor für das so lang andauernde starke Leiden an.²⁴ Er fügt eine interessante Interpretation hinzu: “His feeling badly

²⁴ ZADOR macht hier auf einen Aspekt von Traumatisierung aufmerksam der für ein transkulturelles Verständnis von Trauma von besonderer Bedeutung sein könnte: Die Veteranen haben vor den eigenen kulturell geprägten Wertmaßstäben versagt. So arbeitet Victor IGREJA für eine traumatisierte Region in Mozambique heraus, dass der entscheidende Faktor der durch den Krieg erzwungene

makes it possible for him to maintain the one thing that gives him some sense of integrity - his conscience" (Zador 1995, S. 19). In diesem Sinne können Projekte wie die von SHATAN beschriebenen dazu beitragen, das Gefühl für die eigene Integrität in Ansätzen wiederherzustellen oder zumindest ein Gegengewicht darstellen. Shatan selbst spricht statt von Integrität von Selbstachtung und hebt den kollektiven Aspekt dieser Heilungsversuche hervor:

„Das heilsamste Mittel, ihre Selbstachtung wieder zu finden, ist für diese Männer, den Sinn des Lebens neu zu entdecken in der Verbundenheit ihres eigenen Ichs als Individuum mit dem Leben noch ungeborener Generationen. Und mehr als alles andere dient diesem Genesungsprozess das Bewusstsein, dass viele andere dasselbe Anliegen haben" (Shatan 1981, S. 290).

Mitte der 80er Jahre geriet in den Blick, dass sowohl die konventionellen Psychotherapiemethoden als auch die spezifische Herangehensweise der "rap groups" und der damit verbundenen politischen Aktivitäten vor allem auf weiße US-Amerikaner abgestimmt waren. Diese Herangehensweisen sind somit auch als spezifischer Bearbeitungsversuch der Mehrheitsangehörigen zu sehen. Bei LIFTON klingt dies an einer Stelle an, als er einen schwarzen Veteran zitiert, der nach seiner ersten rap group Sitzung nachdenklich gesagt habe: "I think I have to do my work uptown" (Lifton 1973, S. 99). PARSON (1985) sprach dann erstmals von den spezifischen Schwierigkeiten der "*minority veterans*" und plädierte für eine "*psychocultural therapy*", die auch institutionellen Rassismus und die Spätfolgen des Traumas der Sklaverei miteinbeziehen sollte. *Das neue Trauma darf also nicht getrennt von alten kollektiven Traumatisierungen gesehen werden* und hat für schwarze und weiße US-Amerikaner eine unterschiedliche Bedeutung. In diesem Sinne war der „kollektive Bearbeitungsversuch“ der "rap groups" hier an eine seiner Grenzen geraten.

Obwohl die Aktivitäten der VVAW und der "rap groups" nur ein Beispiel für die vielfältigen Folgen und Bewältigungsversuche des „Vietnamtraumas“ sind, enthalten sie Hinweise auf möglicherweise allgemeinere Bearbeitungsstrategien für eine spezifische Form von „kollektivem Trauma“. Im Gegensatz zu vielen anderen kollek-

Bruch mit spezifischen religiös-kulturellen Vorstellungen war (IGREJA et al, 2002, vgl. S.137). Mit Blick auf sehr verschiedenen Kontexte nennt Mary DE YOUNG "*cultural bereavement*" als zentralen traumatisierenden Faktor.

tiven Traumata handelt es sich beim kollektiven wie beim individuellen US-amerikanischen Vietnamtrauma um ein „Tätertrauma“, dessen Leitsymptome durch reale Mit-Verantwortung für Grausamkeiten verursacht sind. In der kollektiven Traumabearbeitung geht es deshalb vor allem um eine gesellschaftliche Auseinandersetzung mit dieser Verantwortung und Schuld. Durch ihre Aktivitäten forderten die Veteranen diese Auseinandersetzung ein, die bis dahin kaum stattfand und gewannen auf diesem Wege einen Teil ihrer Selbstachtung zurück.

1.2 Guatemala: Trauma-Arbeit durch Exhumierung und Beerdigung

Im Laufe eines 40-jährigen Bürgerkrieges kam es in Guatemala zu ungezählten Menschenrechtsverletzungen, die vor allem durch das Militär und paramilitärische Organisationen verübt wurden. Da es ähnlich wie in anderen lateinamerikanischen Ländern nur in sehr wenigen Fällen zu einer strafrechtlichen Verfolgung von Militärs und Paramilitärs kam, blieb ein überwiegender Teil der Menschenrechts-Verletzungen unaufgeklärt, der Verbleib von zahllosen so genannten „Verschwundenen“ unbekannt. Die Aufgabe, Menschenrechtsverletzungen aufzuklären und Zeugenaussagen zu sammeln, wurde deshalb von verschiedenen nichtstaatlichen Organisationen übernommen. Mit einem explizit psychosozialen Ansatz arbeitet eine Initiative, die die Exhumierung, Identifizierung und Umbettung von Ermordeten in verschiedenen Gemeinden zum Ziel hat.

Aus „psychosozialer Perspektive“ liegt eines der Kernprobleme in der Bearbeitung der Folgen dieses Bürgerkrieges darin, dass um die verschwundenen Angehörigen kaum getrauert werden kann:

„Gegenwärtig müssen wir feststellen, dass ein großer Teil der Bevölkerung noch keine Form hat finden können, um die zahllosen Opfer der Gewalt in angemessener Form betrauern zu können. Dies zeigt sich darin, dass die Menschen zwar immer wieder des geliebten Menschen und seines Verlustes gedenken, der oder die Verstorbene in ihren Träumen präsent ist, die Angehörigen aber seinen Tod nicht wahrhaben wollen. Es zeigt sich auch darin, dass ihnen eine befriedigende, sinnstiftende Erklärung für den gewaltsamen Tod des Angehörigen fehlt und sie ihren Schmerz nicht entwickeln und bewältigen können.“ (Navarro Garcia, 2000, S. 37)

Susana NAVARRO GARCIA beschreibt hier vor allem einen durch die fehlende Beerdigung erschwerten Trauerprozess, bezeichnet diese von so vielen geteilte Erfahrung insgesamt jedoch als Trauma. Erschwerend wirkte außerdem die Tatsache, dass Angehörige der Betroffenen auf Grund der Repression so viele Jahre nicht offen aussprechen konnten, dass ihre Angehörigen ermordet worden waren. Zusätzlich hatte man sie mit der Unterstellung gedemütigt, der Verschwundene habe sich wohl ins Ausland abgesetzt. Ein weiteres Mittel der Repression war, dass bewusst lokale spirituelle Führer und Priester ermordet wurden, so dass traditionelle Hilfsysteme doppelt versagten: Die Toten konnten nicht nur deshalb nicht beerdigt werden, weil die Leichname verschwunden waren, sondern auch, weil die nötigen sozialen Strukturen bzw. die nach religiös-kulturellen Vorstellungen nötigen Voraussetzungen mit zerstört waren.

Navarro Garcia bezieht sich bewusst auf einen „kollektiven“ Begriff von psychischer Gesundheit und zitiert MARTIN-BARO, für den sich *salud mental* „eher auf Beziehungen zwischen Personen und Gruppen bezieht als auf einen individuellen Zustand, auch wenn sie bei jedem beteiligten Individuum unterschiedliche Folgen hat und verschiedene Symptome und Syndrome produziert“ (Martin-Baro 1992, zit. nach Navarro Garcia 2000, S. 37).

Die psychosoziale Intervention setzt dementsprechend auf Ebene der Gemeinde an. Die Mitarbeiterinnen des Projektes reisen in die Dörfer und besprechen mit wichtigen Akteuren (Gesundheitsarbeitern, Hebammen, Ärzten, katholischen, protestantischen und Maya-Priestern), welches die für diese spezifische Gemeinde angemessene Form der Exhumierung²⁵ und Beerdigung sein könnte.

„Sie gehören dem gleichen Gemeinwesen an und kennen den erlittenen Schmerz der Menschen, sprechen ihre Sprache, teilen die gleichen magischen Vorstellungen gegenüber dem Tod und können so Lösungen einbringen, die der eigenen Kultur angepasst und ihrer Realität näher sind.“ (Navarro Garcia 2000, S. 39)

In dieser Konstellation sehen die MitarbeiterInnen des Projekts ihre Aufgabe neben der Moderation, der Vorbereitung und Durchführung der Exhumierung in der Ver-

²⁵ Man wusste von Massengräbern, aber man wusste nicht sicher, wer dort liegt. Manche Verschwundene wurden bei den Exhumierungen nicht gefunden.

mittlung „psychotherapeutischer“ Techniken (therapeutisches Zuhören, Krisenintervention).

Als Wirkfaktoren beschreibt NAVARRO GARCIA neben der Förderung des Trauerprozesses die Möglichkeit des Sich-Aussprechens und das Aussprechen dessen, wie es wirklich war. Die Bestattung der Toten mache das Geschehene öffentlich und gebe den Angehörigen ihre Würde zurück. Insgesamt werde ein Prozess „kollektiver Reflexion“ ermöglicht:

„Zeitgleich mit der anthropologisch-forensisch-historischen Untersuchung muss ein Prozess in Gang gesetzt werden, der die notwendigen Mittel entwickelt, um auf individueller, kollektiver und schließlich auch nationaler Ebene zu begreifen, woraus die Dynamik der Gewalt entstand und welche konkreten Formen sie besaß. Nur so kann es gelingen, die Auswirkungen dieser Gewalt auf Gegenwart und Zukunft zu verringern und eine Verarbeitung des Traumas zu ermöglichen.“ (Navarro Garcia 2000, S. 38)

NAVARRO GARCIA hat also neben der individuellen Traumabearbeitung und Trauerarbeit sehr wohl die nationale Ebene einer Auseinandersetzung mit der Vergangenheit im Blick. Ziel der Exhumierungen ist nicht nur ein "Heilungsschritt" für die einzelnen Individuen und die jeweilige Gemeinde, sondern für die ganze Nation. Die gemeinsamen Trauerrituale sind von diesem politischen Anliegen nicht zu trennen.

Der Ethnopsychoanalytiker Paul PARIN hat in seiner Arbeit „Die Angst der Mächtigen vor öffentlicher Trauer“ (1983) auf den starken Zusammenhang zwischen gemeinsamem Trauern und politischem Engagement hingewiesen. Gemeinsames Trauern kann "ein erhöhtes Engagement und kraftvolle politische Aktivität" auslösen. Parin erläutert dies unter anderem am Beispiel eines Meilensteins in der Aktivität der polnischen Gewerkschaftsbewegung Solidarnosc. 1980 errichtete die Solidarnosc im Rahmen einer kirchlichen Trauerfeier für die am 17.12.1970 in der Leninwerft ermordeten Mitglieder der Protestbewegung ein Denkmal. Knapp ein Jahr später, vier Tage vor dem erneuten Jahrestag, verhinderte der amtierende Generalsekretär Jaruzelski durch die Ausrufung des Kriegsrechts eine erneute Wiederholung gemeinsamer Trauerrituale.

Um die von gemeinsamer Trauer ausgehende Kraft zu erklären, unterscheidet PARIN zwischen lähmender und aktivierender Trauer. Lähmend werde Trauer dann, wenn sich das Über-Ich etwa wegen unbewusster Aggressionen gegen den Toten

gegen das Ich wende.²⁶ Bei der gemeinsamen solidarischen Trauer wird die Aggression nach außen, gegen die Unterdrückung gerichtet, insgesamt werden Gefühle aktiviert, die zu verstärkter Ich-Aktivität und Auseinandersetzung mit der Außenwelt führen.

Obwohl sich die von NAVARRO GARCIA angesprochenen Trauerrituale erheblich von Parins Beispielen unterscheiden (z.B. massenhafte Verluste naher Angehöriger, erschwerte Trauer durch das Verschwinden der Opfer) tragen sie zur Solidarisierung bei und sind in Parins Sinne Quelle für weiteres solidarisches Engagement.

1.3 Trauma-Arbeit in Krisenregionen (David Becker)

David Becker arbeitete von 1982-1999 in Chile am Lateinamerikanischen Institut für Menschenrechte und psychische Gesundheit und ist jetzt international als Berater für psychosoziale Projekte in Krisenregionen tätig. Als kritischem Traumaexperten stehen ihm deshalb Erfahrungen und Erkenntnisse aus ganz verschiedenen Kontexten zur Verfügung, aus denen er generelle Hypothesen für die Trauma-Arbeit in Krisenregionen ableitet. Die folgenden Zitate stammen, wenn nicht anders gekennzeichnet aus einem Interview mit der Verfasserin vom 9. April 2002.

Trauma als Bruch zwischen Individuum und Umwelt

Im Zentrum des Traumas steht eine Störung des Kontakts bzw. der Beziehung zwischen Individuum und Umwelt. Deshalb ist es wichtig, dass Heilungsversuche diese Spaltung nicht noch vertiefen.

„Denn Teil des Grundproblems ist ja, wenn jemand psychisch zusammenbricht aufgrund von Ereignissen, die um ihn herum passieren, dass der Kontakt unterbrochen wird zu dem Umfeld, in dem man steht; dass es also keinen gesunden Bezug zum sozialen Umfeld mehr gibt. Und wenn unsere Trauma-

²⁶ So weiß man aus den Erkenntnissen über Trauerprozesse, dass auch ein gänzlich unverschuldeter Tod als „Sich-aus-dem Staub-Machen“ des Verstorbenen erlebt werden und Aggressionen auslösen kann. Die Aggression gerät jedoch in Konflikt mit der „Über-Ich-Vorschrift“, gegen Tote nichts Schlechtes fühlen zu dürfen.

theorie und unsere Traumabehandlung diese Spaltung noch vorantreibt, dann macht sie – schon konzeptuell – die Leute noch kränker als sie sind. Jede gute Traumatheorie muss also kontextorientiert und kontextspezifisch sein.” (Becker im Interview vom 9.4.02)

Dazu gehört die Berücksichtigung von kulturspezifischen Besonderheiten wie etwa der Religion. Sinnvolle Trauma-Arbeit ist deshalb nicht getrennt von anderen Bereichen der Community-Arbeit zu sehen, sondern sollte David BECKER zufolge als Traumabewusstsein in die verschiedenen Tätigkeitsfelder eingebaut sein, also beispielsweise in den Gesundheits-, den Bildungs-, oder den Sozialbereich.

„In totalen Krisenregionen kann es besser sein, traumabewusste allgemeine Community-Arbeit, Sozialarbeit, Gesundheitsarbeit usw. zu machen als flächendeckend Traumazentren einzuführen.” (Becker im Interview am 9.4.2002)

Becker plädiert dafür, zumindest Aspekte des spezifischen Fachwissens über Trauma an alle Berufsgruppen weiterzugeben, die mit potentiell traumatisierten Menschen der Region arbeiten. Er nennt explizit Hebammen, Lehrer und sogar Ingenieure. „Traumabehandlung” solle nicht auf den therapeutischen Raum begrenzt bleiben, sondern man solle an allen Orten damit umgehen, also „Traumabewusstsein” bei „relevanten Akteuren des gesellschaftlichen Prozesses“ schaffen.

Trauma erfordert kontextspezifische Herangehensweisen

Massenhafte, im gesellschaftlichen Kontext erfolgte Traumatisierungen rufen nach neuen Lösungen. Das individuell orientierte Traumakonzept schränkt hier das Denken ein. Außerdem ist es meist rein praktisch nicht möglich, alle, die es nach westlichem traumatherapeutischem Verständnis bräuchten, individualpsychologisch zu behandeln. Ginge man von diesem Verständnis aus, würde von vornherein eine Defizitorientierung entstehen. Zu dieser Komplexität gehört auch, dass sich Trauma kulturspezifisch sowohl unterschiedlich äußert²⁷ als auch auf unterschiedliche Weise

²⁷ PERREN-KLINGLER (1998,79) ist der Meinung,, dass “westlich ausgebildete Psychologen spezifische Reaktionen auf Gewalt bei Angehörigen jeder Kultur wahrnehmen” können. Diese Vorstellung einer universellen Reaktion gilt jedoch meines Erachtens, wenn überhaupt, nur für Traumata, die als Folge von Einzelereignissen entstehen und ein klares Ende haben (in der Fachliteratur spricht man zum Teil von “one single blow”, oder wie Perren-Klingler von „Typ I-Traumen”). Viele *man-made-desaster*

„geheilt“ werden kann und muss. Als Ausweg bietet sich die Vorstellung an, dass es neben der Traumabehandlung im engeren Sinne sinnvolle „Heilungsansätze“ gibt, die für jeden Kontext neu zu erfinden sind. Traumasensible Unterstützung heißt dann, *Räume bereitzustellen, in denen Lösungen erfunden werden können.*

Umgang mit Wiederholungstendenzen (Re-Inszenierungen)

Bei der Ermutigung zum Finden eigener Lösungen muss jedoch darauf geachtet werden, dass die spontanen Bewältigungsstrategien immer auch die Tendenz zur Wiederholung haben. Man bewegt sich in einem Kontext, in dem potentiell *alle* „schwer verletzt“ sind. Es geht darum, „Räume zu erfinden, die zumindest ein Stück weit aus der Wiederholung der Verletzung herausführen und minimale Symbolisierungsprozesse ermöglichen“.

In der konkreten Arbeit ist dies ein schwieriger Balanceakt, der viel Erfahrung erfordert. BECKER ermutigt zum Erzählen, weiß aber um die Gefahr, dass man „als reine Wiederholung plötzlich mitten im Totalterror“ steht „und das gar nicht auffangen“ kann. In einem solchen Prozess muss Erzählen immer wieder zugleich gefördert und gebremst werden. Man kann z.B. darauf hinweisen, dass jemand, dem es aufgrund einer Erinnerung gerade schlecht geht, das Recht hat, dies zu zeigen, ohne es genauer erklären zu müssen. Außerdem kann man, statt direkt nach der traumatischen Erfahrung zu fragen („ich mag es auch nicht, wenn Leute fragen, wo bist du denn am meisten verletzt“), nach den *Bildern* fragen, mit denen die Leute jeden Tag arbeiten. Auf Seiten der HelferInnen geht es dabei unter anderem um die Fähigkeit, schrecklichen Erzählungen zuhören zu können und dabei auszuhalten, dass man nicht gleich Antworten geben und Lösungen bereitstellen kann.

„Da gibt es einen irrsinnigen Nachholbedarf – angefangen von der internationalen Hilfsszene bis zu den lokalen Leuten -, diese Fähigkeit zu lernen, wie man Schreckliches hören kann, aufnehmen kann, halten kann, ohne es gleich lösen zu müssen, aber auch, ohne dass sich dabei die Zerstörung wiederholt.“
(Becker im Interview am 9.4.2002)

bestehen dagegen aus mehr als einem einzigen Schock (Typ-II-Traumen). Und selbst wenn man von einem einmaligen Schock sprechen kann, ist das Kriterium des „klaren Endes“ (Perren-Klingler) oft eine Frage der Einschätzung. Das Risiko neuen Terrors und die damit verbundene anhaltende Angst bedeuten psychisch für viele mehr als *“one single blow”*.

Becker betont, dass "ein Stück Nicht-Wiederholung" in solchen Kontexten oft schon sehr viel sei.

Es gibt kein „gutes Ende“ (Prozesshaftigkeit)

Es gehört zum Wesen von Traumatisierungen, vor allem von massenhaften Traumatisierungen, dass es keine guten schnellen Lösungen gibt. Weder von Therapien noch von traumabewussten Projekten sollte man einen schnellen erfolgreichen Abschluss erwarten. Das Ziel ist, BECKER zufolge, Räume zu schaffen, in denen Menschen sich *Trauerprozessen* annähern können. Neue Konflikte und neue Schwierigkeiten können im Verlauf dieser Prozesse entstehen, es wird dadurch nicht unbedingt friedlicher. Ein Problem für die Entwicklungszusammenarbeit ist das oft deshalb, weil Geldgeberstrategien meist nicht auf langfristige Prozesse ausgerichtet sind. Gerade Trauma-Hilfe findet oft im Kontext einer kurzfristig konzipierten Katastrophenhilfe statt.

Ohnmachtserfahrung und "Empowerment"

Wenn im Zentrum des Traumas Ohnmachtserfahrung steht, dann geht es darum, wieder die Erfahrung zu machen, dass man sein Leben gestalten kann. Traumabewusste Projekte folgen in diesem Sinne dem Konzept des *empowerment*.²⁸

„Sie können ja Trauma eigentlich auch als einen Zusammenbruch Ihrer Fähigkeiten zur Autonomie beschreiben. Und Ihr Trauma-Interventionsprogramm muss auch in den Leuten, die dort beruflich tätig sind, die Autonomie fördern. Wenn es statt Autonomie Abhängigkeit fördert, ist es kontraindiziert.“ (Becker im Interview am 9.4.2002)

Dabei ist es wichtig, sich darüber im Klaren zu sein, dass *empowerment* nicht einfach heilt, sondern zunächst bestehende Brüche zu Tage fördern kann:

²⁸ „Empowerment bezeichnet den Prozess, durch den Menschen in die Lage versetzt werden, ihre je individuellen Handlungsmöglichkeiten in einer sozialen Situation zu (er-)kennen und im Zusammendenken mit den eigenen Ressourcen und Kompetenzen auch zu ergreifen.[...] Unter Empowerment können alle Möglichkeiten verstanden werden, die es Menschen ermöglichen, Kontrolle über ihr Leben zu gewinnen und sie bei der Beschaffung von Ressourcen zu unterstützen“ (PANKOFER/WEBER, 1998, S. 117f).

“Es geht im Zusammenhang mit Trauma ganz grundlegend um Empowerment, darum, zu wissen, dass es auch sehr viele Brüche zu Tage fördert. Also, dass nicht Kinder einfach froh sind, dass sie ihre Umwelt mehr gestalten können, sondern dass da auch zwischendurch „Rotz und Kotz“ bei rauskommen. (...) Es geht nicht nur um Erleichterung, sondern erfolgreiche Trauma-Arbeit wird sicher auch an irgendeiner Stelle mehr Konflikte bedeuten. (...) Wenn Sie einen schrecklichen Krieg, ich weiß nicht, 20, 30, 40 Jahre hinter sich gebracht haben, dann wollen Sie einerseits nur Frieden, andererseits bedeutet es aber auch ein Stück Gesundung, dass Sie Aggressionen auch wieder *anders* einbringen können. ‚Empowerment‘ bedeutet im Traumakontext auch zu wissen, dass da viel Fragmentierung auftaucht.” (Becker im Interview am 9.4.2002).

Die Bedeutung von struktureller Gewalt als „Vorerfahrung“

In vielen Kontexten, in denen über „kollektives Trauma“ verhandelt wird, gibt es neben den Traumatisierungen durch das „kollektive Trauma“ viele andere Traumatisierungen, die auf strukturelle Gewalt zurückzuführen sind. Geprägt unter anderem durch die eigenen Erfahrungen seiner Arbeit in Chile betont BECKER,

„(...), dass es neben der spezifischen traumatischen Realität von Krieg und Verfolgung so etwas wie strukturelle Gewalt gibt, und dass viele sehr früh mit schwer traumatischen Erfahrungen zurecht kommen müssen, weil man im Elend ja nicht liebevoll und freundlich wird, sondern eben ums Überleben kämpft. Das heißt, es ist eben nicht zärtlich und sorgend, sondern es ist im Wesentlichen unangenehm und schrecklich und zwar in hohem Umfang.”(Becker im Interview am 9.4.2002)

Anerkennung der Toten

Neben der Trauma-Heilung und der Anerkennung des Leids der Überlebenden geht es, wie oben am Beispiel Guatemalas bereits beschrieben, oft auch darum, einen geeigneten Umgang mit den Toten zu finden. Oft fühlen sich die Traumatisierten den Toten näher als den Lebenden, etwa den Helfern oder Therapeuten. BECKER findet, dass sich diese lateinamerikanische Erfahrung verallgemeinern lässt:

„Das ist, sobald Frieden ausbricht, nicht aus Zufall einer der zentralen Punkte, wie die Toten und ob die Toten begraben werden. Überall auf der Welt. Bei den Bosniern ist es ein Thema mit den Verschwundenen. In El Salvador war es

beeindruckend, wie in dem Moment, wo der Frieden ausbrach, plötzlich alle damit beschäftigt waren, wo die Leute, die sie in irgendwelchen Ecken begraben hatten, jetzt *richtig* begraben werden könnten” (Becker im Interview am 9.4.2002).

Arbeit mit traumatisierten Kindern

Traumatisiert sind BECKER zufolge oft gerade diejenigen Kinder, die den Erwachsenen nicht auffallen. Wichtig wäre, solchen Kindern zu ermöglichen aufzufallen, „aus der Rolle zu fallen“, auch wenn dies die Arbeit z.B. als Lehrer zunächst nicht leichter macht. Es geht nicht in erster Linie darum, dass die Lehrer Traumatisierungen diagnostizieren und die betreffenden Kinder in Therapie schicken, sondern dass sie überlegen, wie im ganz normalen Unterricht damit umgegangen werden kann. Das berührt die Frage des Umgangs mit Gewalt, aber auch die Frage nach einem Unterricht, der die Kinder „in ihrer Fähigkeit, die Welt zu gestalten, bestätigt“.

Kinder ernst zu nehmen, kann dann auch heißen - jenseits der Idealvorstellung „Kinder haben ein Recht darauf, Kind zu sein“ –, sie in das Notwendige, Anstehende, Wichtige mit einzubeziehen anstatt in erster Linie *recreation activities* anzubieten, wie dies Becker zufolge manchmal geschieht.

2 Trauma-Arbeit im weiteren Sinne: Gesellschaftliche Bearbeitungsversuche

2.1 Wahrheitskommissionen aus der Trauma- Perspektive

Von den Versuchen, ein „kollektives Trauma“ zu bearbeiten, hat wahrscheinlich kaum einer so viel internationale Aufmerksamkeit erfahren, wie die *“Truth and Reconciliation Commission”* (TRC), die Wahrheitskommission, die nach dem Ende des Apartheidregimes in Südafrika eingerichtet wurde. Mitarbeiter der Wahrheitskommission wurden in andere *“countries in transition”* eingeladen, um von ihren Erfahrungen zu berichten und die Bedingungen für eine mögliche Übertragbarkeit auszuloten. Derartige Überlegungen sind hochkomplex, da es von vielen verschiedenen Faktoren – z.B. kulturellen, politischen, historischen – abhängt, ob eine Wahrheitskommission „einen guten Kompromiss“ darstellt. Auch in Südafrika wird die Wahrheitskommission von vielen Betroffenen kritisch beurteilt. Die „Traumaperspektive“ ist dabei nur eine von vielen möglichen Sichtweisen, unter denen man die Bedeutung, die Vor- und Nachteile einer Wahrheitskommission beurteilen kann.

Wahrheitskommissionen in Südafrika und Lateinamerika

Vor einer ausführlicheren inhaltlichen Diskussion soll anhand von Beispielen aufgezeigt werden, welche Bandbreite von Wahrheitskommissionen es geben kann. So ist zwar die Einrichtung einer Wahrheitskommission von Seiten des Staates mit je verschiedenen Formen von Amnestie verknüpft. Während die Täter in Südafrika sich jedoch selbst um Amnestie bewerben mussten, war der Umgang mit der Vergangenheit in lateinamerikanischen Ländern von der großzügigen Amnestierung der Täter noch vor der Sammlung von Zeugenaussagen gekennzeichnet. In Lateinamerika gab es sowohl staatlich als auch von Menschenrechtsorganisationen (z.B. in Brasilien und Bolivien) eingesetzte Wahrheitskommissionen. Der Bericht der brasilianischen Wahrheitskommission *“Brasil: nunca mais”* (Brasilien: nie wieder!) war in Brasilien

ein Bestseller, löste eine intensive öffentliche Diskussion aus und war möglicherweise Voraussetzung dafür, dass Brasilien die UN-Konvention gegen Folter unterzeichnete (vgl. MINOW 1998). Offizielle Wahrheitskommissionen gab es u.a. in Chile, Argentinien und Guatemala.

Argentinien

In Argentinien lag der Schwerpunkt auf der Aufklärung von 30.000 Fällen von Verschwundenen. Der Abschlussbericht dokumentiert 9.000 Fälle, beschreibt Foltermethoden und enthält eine Liste von Verantwortlichen. Trotz anders lautender Empfehlungen der Kommission galt in Argentinien letztendlich das Prinzip Straffreiheit („Schlusspunktgesetz“), was zu erheblichen Protesten führte. Die berühmten *“madres de la plaza de Mayo”*, die Großmütter, die bereits während der Diktatur öffentlich nach den verschwundenen Eltern ihrer Enkel gesucht hatten, lehnten Entschädigungszahlungen ab und „forderten stattdessen die Aufklärung der begangenen Verbrechen und die tatsächliche Bestrafung der Täter. Mit letzterer Forderung verwarfen die Madres ausdrücklich die von christlichen Organisationen eingenommene Position, denen es eher um die Einsicht und Reue der Täter ging“ (SCHLEICHER 1998).

Chile

Die Wahrheitskommission begann hier ihre Arbeit bereits kurz nach dem Ende der Diktatur. Innerhalb von fast einem Jahr wurden 2.279 Fälle untersucht. Das Ergebnis wurde als Bericht, zum Teil auch als Beilage in den Tageszeitungen veröffentlicht.²⁹ Dabei ging es jedoch in erster Linie um die Aufklärung von Morden. Die schätzungsweise 300.000 Fälle von Folter spielten eine sehr untergeordnete Rolle. Insgesamt konnte die Kommission nur einen Bruchteil des Geschehenen recherchieren und durfte keine Täter identifizieren. Straftatbestände mussten an die Justiz weitergeleitet werden.

²⁹ Wie BECKER berichtet, wurde letztlich nur äußerst wenig öffentlich zugänglich gemacht. Wichtig sei der symbolische Wert der Kommission und der öffentlichen Entschuldigung des Präsidenten gewesen, der Prozess habe insgesamt sehr zur Anerkennung der Opfer innerhalb der Gesellschaft beigetragen.

Guatemala

Die guatemalteckische Wahrheitskommission war an sehr eng gefasste Richtlinien gebunden: Täter durften nicht genannt werden, die Rolle der Paramilitärs wurde ausgespart und das Schicksal von 40.000-50.000 Verschwundenen „nicht angemessen behandelt“ (SCHLEICHER 1998, S. 94).

Insgesamt sollte die Kommission in erster Linie eine allgemeine Darstellung von Verbrechen gegen die Menschlichkeit geben, die während des bewaffneten Konflikts stattgefunden hatten, und daraus Empfehlungen für die Prävention ableiten. Diese waren jedoch nicht bindend. Nur 100 Fälle sollten ausführlicher dokumentiert werden. Ähnlich wie in Argentinien und Chile gab es vielfache Proteste gegen verschiedene Versuche von Seiten der Regierung, weitgehende Straffreiheit durchzusetzen. Zentrales Argument dabei war, dass „allein die Opfer das Recht hätten, über Straffreiheit für die Täter zu entscheiden“ (SCHLEICHER 1998, S. 95).

Südafrika

Auch in Südafrika ging zunächst ein Amnestiebeschluss (1993) der Einführung der Wahrheitskommission voraus. Er wurde erst durch das 1995 in Kraft tretende „Gesetz zur Nationalen Einheit und Versöhnung“ mit der Forderung nach Offenlegung der Wahrheit verbunden. Von Umfang, Budget und Reichweite war die südafrikanische Wahrheitskommission bisher die größte und die Einzige, die Amnestie gewähren oder verweigern konnte. In fast drei Jahren wurden 21.296 Opferaussagen (davon über 2.000 öffentlich) gesammelt und 7.125 Amnestieanträge bearbeitet. Die öffentlichen Anhörungen, ab dem zweiten Jahr auch intensiv in Radio und Fernsehen übertragen, sowie die Identifizierung von Tätern waren weitere wichtige Unterschiede zu den lateinamerikanischen Kommissionen.

Wegen der größeren Reichweite bezieht sich die folgende inhaltliche Diskussion in erster Linie auf die südafrikanische Form der Wahrheitskommission und setzt den Akzent auf deren Implikationen für individuelle und kollektive Traumabearbeitung.

Wahrheitskommission und Traumabearbeitung

Auf Seite 55 wurde bereits ausgeführt, wie sehr die rechtliche Aufarbeitung von Verbrechen die individuelle Traumaverarbeitung beeinflusst: Die Verurteilung und die damit verbundene öffentliche Benennung der Tat als Unrecht leistet einen wichtigen Beitrag zur Rehabilitierung des Opfers. Dan Diner hat für den Holocaust darauf hingewiesen, dass nach dem Holocaust die konventionellen juristischen Möglichkeiten im Vergleich zum Ausmaß der begangenen Verbrechen versagten (vgl. S. 78ff) und deshalb auf kollektiver Ebene das Gefühl zurückblieb, dass etwas fehlt. Für die Tätergesellschaft wurde dies als Bestrafungserwartung und frei flottierende Schuldgefühle beschrieben. Mangelnde Bestrafung wirkt also sowohl auf individueller als auch auf kollektiver Ebene weiter.

Obwohl nicht mit dem Holocaust vergleichbar, stehen auch viele andere Gesellschaften nach massenhafter Gewalt vor dem Problem, dass die klassischen juristischen Instrumente nicht ausreichen oder zu aufwendig erscheinen, um die Menge und das Ausmaß der Verbrechen bearbeiten zu können. Wahrheitskommissionen werden dann als mögliche Alternative oder Ergänzung erwogen. Ein weiterer wichtiger Faktor, der zur Einrichtung von Wahrheitskommissionen führt, ist jedoch meist, dass alte Machthaber noch über genügend Einfluss verfügen, um eine Form von Amnestie durchsetzen zu können.³⁰ Usche MERK sieht deshalb den „unvollendete(n) Befreiungskampf“ als Ausgangspunkt,

„der in einem verhandelten Übergang zu einer nicht-rassistischen Verfassung und einem Mehrheitswahlrecht und damit einer Mehrheitsregierung führte. Die während der Verhandlungen dem ANC aufgenötigte Amnestieverpflichtung gegenüber Verbrechen während der Apartheidzeit war der Ausgangspunkt der TRC, die im Wesentlichen diese Zusage so ausgestalten sollte, dass sie nicht zu einer blanken Generalamnestie verkam“ (Merk 1998, S. 5).

Die Akteure engagierten sich dafür, die Wahrheitskommission aus dieser Position des Kompromisses in ein einflussreicheres Instrument der Vergangenheitsbearbeitung umzuwandeln:

³⁰ Selbst im militärisch vollständig besiegten Deutschland verfügten alte Nazis offenbar noch über so viel Einfluss, dass zahllose Fälle von Mord und anderen Verbrechen von NS-Tätern gegen die Menschlichkeit von Teilen der Justiz verschleppt und nie aufgeklärt wurden, z.B. fast alle Verbrechen, die in der Polizeistation von Theresienstadt begangen wurden (vgl. SCHRÖM 2002).

„Im Laufe des Prozesses rückte jedoch das Bewusstsein dieses Ausgangspunktes in den Hintergrund, und der „therapeutische“ Charakter der TRC und der Aufruf zur Versöhnung wurden zur zentralen Aufgabe, ja fast zur Bürgerpflicht erklärt. Aus einem anfangs noch strategisch klug umgesetzten schlechten Kompromiss wurde das Projekt zur Schaffung einer neuen nationalen Identität. Weil Versöhnung, sprich Amnestie, nicht in Frage gestellt werden konnte, konzentrierte die TRC all ihre Bemühungen darauf, wenigstens die Wahrheit ans Licht zu bringen, die Wahrheit über schwere Menschenrechtsverletzungen zwischen 1960 und 1993, die auch unter der Apartheidsrechtssprechung illegal waren.“ (Merk 1998, S. 5)

Im Vergleich zur rechtlichen Verfolgung musste die Wahrheitskommission andere Prioritäten setzen. Dies hat für die Traumabearbeitung wiederum spezifische Vor- und Nachteile.

Mögliche Vorteile aus der Traumaperspektive

Bereits in „friedlichen Zeiten“, jenseits kollektiver Gewalt, gerät die konventionelle juristische Praxis in Konflikt mit den Anforderungen eines traumasensiblen Umgangs mit den Opfern. Sobald ein „Trauma“ in der Form einer Anzeige gegen eine Straftat artikuliert wird, wird das Opfer zugleich zum Objekt des Rechtssystems. Es geht dann nicht mehr primär um die Bedürfnisse des Opfers, sondern die Tat wird zu einem eigenen Anliegen des Staates. Dieser verfolgt dabei verschiedene Ziele, von denen sich eines, nämlich das Ziel der Strafverfolgung und Verurteilung, besonders massiv auch auf das Opfer auswirkt. Das Opfer wird in Verfolgung dieses Ziels zum Zeugen, dessen Aussage nun nach den Kriterien einer Zeugenaussage kritisch bewertet werden muss; es muss sich daher den entsprechenden Methoden, etwa dem Kreuzverhör unterwerfen. Art, Ziel und Logik von Vernehmungen widersprechen in vielen Aspekten den aus der Traumatheorie bekannten Bedürfnissen des Opfers nach Sicherheit und Wiederherstellung der eigenen Würde. So werden kritische Nachfragen (oft zu Recht) als Misstrauen erlebt und können im Extremfall zu einer Retraumatisierung zu führen.

Bei Wahrheitskommissionen dagegen stehen andere Ziele im Vordergrund, so dass sie Zeugen mit einer anderen Logik anhören können. Da es nicht um die Strafverfolgung einzelner Täter geht, kann das Opfer seine Geschichte so erzählen, wie es sie erlebte, seine Bedürfnisse passen eher zum Anliegen der Wahrheitskommission,

die Geschichte rekonstruieren will. Heilsam wirkt dabei im Idealfall die Erfahrung, dass einem geglaubt wird, dass das Erlebte öffentlich anerkannt wird. MINOW (1998, S. 60) zitiert in diesem Zusammenhang Pumla GOBODO-MADIKIZELA, die als Psychologin für die Menschenrechtskommission arbeitete. Für das Opfer sei es wichtig, von offizieller Seite zu hören “you are right, you were damaged, and it was wrong”. In diesem Sinne kann eine Wahrheitskommission die oben beschriebene Funktion erfüllen, das Erlebte als Unrecht zu benennen statt als Unglück, das einem widerfuhr (vgl. S. 55ff).

Eine in der lateinamerikanischen Diskussion hervorgehobene Aufgabe kann die Wahrheitskommission vermutlich sogar sehr viel besser erfüllen als die klassische Strafverfolgung: TherapeutInnenen in Chile erachteten es bereits während der Diktatur in der Therapie mit Folteropfern als zentral, die Logik der Folter aufzudecken, um sich davon psychisch distanzieren zu können. Es ist heilsam, die eigene Geschichte nicht als privates Unglück zu erfahren, sondern in einen größeren Kontext einordnen zu können. Dies kann die Wahrheitskommission deshalb besser als die Justiz, weil weniger die Verurteilung der Tat im Vordergrund steht als vielmehr die einzelne Erfahrung als Teil eines Ganzen.³¹ Das Opfer leistet somit einen Beitrag zu einer gemeinsamen Rekonstruktion der nationalen Geschichte. Martha MINOW hebt in diesem Zusammenhang hervor, dass das Opfer durch seinen Beitrag wieder stärker in die Gemeinschaft aufgenommen wird. Ein wichtiger Faktor war in Südafrika die Tatsache, dass viele Anhörungen öffentlich waren und sehr viel in den Medien darüber berichtet wurde. In diesem Sinne entstand tatsächlich eine Art gemeinsame, nationale Narration der Vergangenheit, zu der die je einzelnen mit ihrer Aussage beitrugen. Minow spricht von einem gemeinsamen “*national framework*” für die Zukunft des Landes.

Wenn man mit BECKER (Interview am 9.4.2002 mit der Verfasserin) den Bruch in den sozialen Beziehungen als ein wesentliches Merkmal des Traumas sieht, dann wird dieser Bruch durch die Beteiligung an der Konstruktion eines solchen „nationalen Bezugssystems“ viel eher „geheilt“ als in der sehr privaten Situation der Einzeltherapie.

³¹ Dabei wäre es jedoch verkürzt, „Wahrheitskommissionen“ und Justiz in diesem Sinne als gegensätzlich zu beschreiben: Auch der Justiz geht es nicht nur um die Strafe, sondern um die Wiederherstellung von Recht und in diesem Sinne auch um die Rekonstruktion von Wahrheit.

Die chilenische Therapeutin Elisabeth LIRA beurteilt deshalb selbst die viel weniger mächtige chilenische Wahrheitskommission trotz aller Kritik letztendlich positiv:

„Die Bedrohungen und die traumatischen Erfahrungen als Folge der politischen Repression bedürfen später einer sozialen Gültigmachung des politischen Ursprungs dieses Leids. Ohne die soziale Anerkennung bleiben die Traumata nur privates Leid und können nicht angegangen werden. Der Bericht der Wahrheitskommission baut eine Brücke zwischen dem privaten Leid und der Politik. Der Bericht weist darauf hin, dass während all der Jahre diesen Zeugnissen, diesen Schmerzen, kaum Gehör geschenkt wurde. Die Erfahrung, vor Repräsentanten des Staates Zeugnis abzulegen - die erst mal die Angehörigen der Opfer, weil sie ihre Geschichte erzählten, weder disqualifizierten, noch demütigten, sondern im Gegenteil ihnen zuhörten, sich ergriffen zeigten und dem Leid Respekt erwiesen - war für sich, wie die Familienangehörigen erklärten, ein Schritt zur Gesundung.“ (Lira 1996, S. 158)

Spezifische Schwierigkeiten aus der Traumaperspektive

Die Wahrheitskommission in Südafrika war von Anfang an Gegenstand intensiver öffentlicher Auseinandersetzung und ist aus verschiedenen Perspektiven kritisch beleuchtet worden. Während MINOW und andere vor allem ihre Vorteile für die Traumabearbeitung sehen, gibt es aus genuin psychologischer Perspektive zahlreiche kritische Anmerkungen, wie sie etwa von Brandon HAMBER formuliert wurden.

Eine Hauptkritik bezieht sich auf das Ausmaß der in dem ursprünglichen Kompromiss ausgehandelten Amnestie. Hamber argumentiert, dass die aus seiner Sicht großzügige Amnestierung eine problematische Botschaft vermittelte. So wurden etwa Täter nicht vorgeladen, sondern sollten aus eigenem Antrieb kommen; damit habe man den Eindruck erzeugt, „dass diese Täter ehrenhafte Bürger seien und keine Verbrecher“. Seiner Meinung nach macht es einen großen Unterschied,

„ob man sagt 'wir als TRC mussten uns an einen Kompromiss halten und diesen Kompromiss umsetzen' oder 'wir als TRC mussten einen Kompromiss umsetzen, aber wir halten ihn für einen falschen Kompromiss und finden es falsch, dass diejenigen, die grobe Menschenrechtsverletzungen begangen haben, ungestraft davonkommen“ (Hamber 1998, S. 24).

Die spezifische, auf Versöhnung angelegte Herangehensweise machte aus Tätern „Amnestiebewerber“. Opfer sind dabei oft zu Recht misstrauisch, inwiefern die Gesellschaft oder zumindest wichtige Akteure, nicht vielleicht doch heimlich den Tätern zustimmen und deren Motive rechtfertigen (vgl. Kap III zum 11. September). Aus der Traumaperspektive muss sich das Opfer massiver Gewalt mühsam eine neue Balance erarbeiten, für die die äußere Bestätigung, dass ihm Unrecht getan wurde, elementar sein kann. Aufgabe der Kommission ist deshalb, ebenfalls eine Balance zu halten, indem Täter zwar aussagen und sich erklären, ohne dass damit in Frage gestellt wird, dass es sich um schweres Unrecht handelte. HAMBER formuliert skeptisch:

„Der TRC-Prozess hat sogar noch dazu beigetragen, den Tätern Raum für eine rationale Erklärung ihres Handelns zu geben. Ich fürchte, dass die Botschaft, die den Mann oder die Frau auf der Straße erreicht, lautet, dass Gewalt, sofern man ein ausreichendes Motiv hat, akzeptabel ist“ (Hamber 1998, S. 31).

Die Herausforderung an eine mit Amnestie gekoppelte Wahrheitskommission lautet also, dass diese trotzdem deutlich genug vermitteln muss und kann, dass die öffentliche Solidarität den Opfern gilt. Dies berührt auch den Umgang mit den Nutznießern des Apartheidregimes, (z.B. Weißen, die keine Straftaten begingen, aber von der Apartheid profitierten), die ebenfalls als Zeugen aussagen konnten:

„Die TRC lädt die Nutznießer der Apartheid ein, sich in eine Reihe mit den Opfern zu stellen und die Täter öffentlich anzuklagen. (...) So werden die Nutznießer plötzlich auch als Opfer dargestellt! (...) Je mehr sich die Nutznießer über grobe Menschenrechtsverletzungen empören, die unter der Apartheid begangen wurden, umso weniger fühlen sie sich für diese verantwortlich“ (Mamdani 1998, S. 19).

Die Erkenntnisse aus der Traumabearbeitung zeigen, dass sie nicht ohne Einbezug anderer Erfahrungen struktureller Gewalt stattfinden kann (vgl. S. 97). Nutznießer des Apartheidregimes profitierten von dieser strukturellen Gewalt. Auch wenn sie nicht Täter im Sinne der Kommission waren, muss die Anerkennung dieser Form von Gewalt einer möglichen Solidarisierung mit den Opfern vorausgehen, sonst wird sie von ihnen als Heuchelei empfunden.

Insgesamt, so HAMBER, sei die Vorstellung problematisch gewesen, dass die Kommission einen Schlusspunkt setzen könne. Traumata „heilen“ jedoch nicht und

es sind gerade die Langzeiteffekte, für die Traumatisierte oft keine Solidarität mehr erfahren.

„Ich fürchte, dass viele – die Vertreter der neuen Regierung eingeschlossen – erwarten, dass mit dem Ende der TRC die ‚Aufarbeitung der Vergangenheit‘ abgeschlossen ist und die Opfer schweigen. Wir können die Opfer mit ihren Sorgen und Klagen, dass Entschädigungen nie angemessen sein können, nicht als einen Teil der Vergangenheit betrachten. Sie sind Teil der Gegenwart, und ihre Klagen und ihr Leiden müssen auch nach dem Abschluss des TRC-Prozesses legitim bleiben.“ (Hamber 1998, S. 27)

Ähnlich betont BECKER, wie positiv es sei, dass es in Chile anders als in Argentinien kein Schlusspunktgesetz gegeben habe. Die Arbeit der Wahrheitskommission konnte als erster Schritt in einem Aufarbeitungsprozess gesehen werden, der „offen“ bleiben darf [persönliche Mitteilung an die Autorin, 2002].

In diesem Sinne kann eine Wahrheitskommission ein hilfreicher Schritt vor allem dann sein, wenn sie realistische Erwartungen formuliert und die Beteiligten sich bewusst sind, dass das Leiden unter der Vergangenheit trotzdem weiterhin berechtigt und anerkannt bleibt.

2.2 Herausforderungen an eine „konstruktive“ Auseinandersetzung mit dem Holocaust

Im vorliegenden Report wird auf den Holocaust an verschiedenen Stellen Bezug genommen, um individuelle und kollektive Traumadynamiken zu beschreiben. Dabei fiel es mir immer wieder schwer, den Holocaust als „Beispiel“ zu verwenden und ihn damit implizit in die Reihe anderer menschengemachter Katastrophen einzuordnen: Die Anerkennung der Unvergleichbarkeit des Holocaust ist nicht nur eine historische sondern auch eine psychologische Notwendigkeit. Und gleichzeitig gehört es gewissermaßen zu dieser Unvergleichbarkeit, dass die Folgen der Massenvernichtung noch weniger als bei allen anderen menschengemachten Katastrophen allein als die Summe massenhafter individueller Traumatisierungen beschrieben werden kann. So scheint die Diagnose „kollektives Trauma“ für den Holocaust also einerseits am ge-

eignetsten und gleichzeitig denkbar ungeeignet, wenn man die hier aufgespannte Bandbreite „vom Holocaust bis zum 11. September“ bedenkt.

Im Kap. II des vorliegenden Reports wurde versucht, Bearbeitungsversuche darzustellen, die sich auf die in Kap. I entwickelten Überlegungen beziehen. Auch dies fiel mir für den Holocaust ungleich schwerer. Kann man überhaupt das, was sich an vielfältigen Auseinandersetzungen in Literatur, Kunst und Wissenschaft entwickelte, psychologisch interpretieren und als mehr oder weniger gelungene „Bearbeitungsversuche“ diskutieren? Käme das nicht einer Vereinnahmung gleich? Für die südafrikanische Wahrheitskommission ist dies insofern einfacher, als sie von den Akteuren selbst mit psychologischen Metaphern beschrieben und z.B. als kollektive Therapie bezeichnet wurde. Für den Holocaust gab und gibt es aus vielen Gründen kein Pendant zur Wahrheitskommission, das sich in diesem Sinne analysieren ließe. Die folgenden Überlegungen sind deshalb im Sinne von „Herausforderungen an eine konstruktive Auseinandersetzung“ zu verstehen.

Eine der wichtigsten und zugleich schwierigsten Herausforderungen ist die Tatsache, „dass die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und der Massenvernichtung bei Juden und Nichtjuden fundamental anders verläuft – zumeist jedenfalls“ (BRUMLIK/KUNIK, 1988, S. 7).

Es ist etwas völlig anderes, ob jemand Gedenktage, Filme, Bücher, Gedenkstätten in dem Bewusstsein erlebt „es hätte mir passieren können“, es ist meinen Vorfahren passiert, oder ob jemand dies im Bewusstsein erlebt, dass die eigenen Vorfahren zu den Tätern oder Mitläufern gehörten. Zwischen den Nachkommen der Täter- und der Opferseite gibt es deshalb gleichzeitig eine tief greifende Verschiedenheit (Kluft) und die von DINER beschriebene „gegensätzliche Gemeinsamkeit“, die in der unausweichlichen Prägung durch das gleiche Ereignis liegt. Jeder Versuch des öffentlichen Gedenkens und der öffentlichen Auseinandersetzung steht vor der Herausforderung, diesem Spannungsverhältnis zwischen Verschiedenheit und Gemeinsamkeit gerecht zu werden. Aus psychologischer Sicht kann das bedeuten, die unterschiedlichen Gefühle und die daraus resultierende Unterschiedlichkeit in den Bedürfnissen zu erkennen. Im Folgenden werden deshalb (ergänzend zu den Darstellungen zur „transgenerationellen Weitergabe“ und zu Dan Diners Überlegungen zur „Negativen Symbiose, vgl. S. 13 und 76ff) die angenommenen vorherrschenden „kollektiven Gefühle“ der beiden Seiten kurz skizziert.

Die Täterseite: Schuldgefühl, Angst, Mißtrauen

Dan DINER führt das die Auseinandersetzung bestimmende „frei flottierende Schuldgefühl“ auf die Unmöglichkeit einer adäquaten Bestrafung zurück, auf die viele Deutsche demnach unbewusst noch warten. Dies wird dadurch verstärkt, dass die erste Generation in den meisten Fällen auch innerhalb der eigenen Familie kaum je zu einem Eingeständnis der eigenen Schuld fähig war.

Diese Unfähigkeit zur Schuldeinsicht hängt eng damit zusammen, dass die tatsächlichen Täter nur sehr bedingt zur Rechenschaft gezogen wurden und nicht wenige z. B. weiterhin angesehene Richter, Staatsanwälte, Gerichtsgutachter, Ärzte etc. bleiben konnten. Die Nachkommen übernehmen das Gefühl der „frei flottierenden Schuld“ entweder selbst oder sind ständig in der Gefahr, es nach außen zu projizieren, wofür sich insbesondere „die Juden“ eignen („Die wollen mir Schuldgefühle machen“).

Zusätzlich zu den bei DINER beschriebenen Entlastungsstrategien und dem „Angstgefühl erwarteter Rache“ sehe ich eine Tendenz zur *Angst vor sich selbst*. Die von vielen Täterkindern als beunruhigendes Gefühl beschriebene Vorstellung, etwas Unheimliches, Bedrohliches, eine Art Gift in sich zu tragen, kann man sich auch als kollektive Disposition vorstellen: Daniel GOLDHAGENS (1996) Thesen zum spezifischen, eliminatorischen Antisemitismus der Deutschen wühlten unter anderem deshalb so auf, weil sie auf eine tiefe eigene Befürchtung oder Beunruhigung treffen: Waren wir vor allem als Deutsche dazu fähig? Wären wir, wäre ich (wieder) dazu fähig?

Die Opferseite: Existentielle Angst, Misstrauen, Wachsamkeit

Die von DINER als „Horror vacui“ bezeichnete existentielle Angst der Opfer und ihrer Nachkommen bezieht sich auf die entgegengesetzte Frage: Kann es mir, kann ein Holocaust wieder passieren?

Diese Angst kann in verschiedenen, mit dem Holocaust vielleicht nur vage verbundenen Situationen aktiviert werden, ohne dass sie dabei bewusst werden muss. In Deutschland und Österreich kann sie in das von BRAININ/LIGETI/TEICHNER skizzierte Misstrauen gegenüber der nichtjüdischen Umwelt münden (vgl. S. 46/47). Phantasien wie „wer würde mich verstecken?“ oder „wer würde mich verraten?“

beziehen sich meist nicht auf die konkrete Familiengeschichte, sondern auf die im kollektiven Gedächtnis gespeicherte gemeinsame Erfahrung. Dieses Misstrauen lässt sich auch als erhöhte Wachsamkeit gegenüber gesellschaftlichen Prozessen und öffentlichen Auseinandersetzungen, vor allem zu verwandten Themen, beschreiben. Christian_SCHNEIDER bezeichnete dies (im Interview mit der Verfasserin am 20.12.98) als „eine Art Wächteramt“, das Juden in Deutschland nolens volens innehaben. Auf die kollektiven psychischen Folgen wirkt sich besonders die *genozidale Absicht* aus: Anders als bei anderen kollektiven Traumata müssen sich beim Genozid alle „mit gemeint“ fühlen. In diesem Sinne kann auf paradoxe Weise Zugehörigkeit durch eine gemeinsame Geschichte von Verfolgung und Vernichtung verstärkt werden.

Vor dem Hintergrund dieser unterschiedlichen Gefühle stellt sich die Frage nach der „konstruktiven Bearbeitung“ anders: Was ist für wen „konstruktiv“? Im Folgenden soll abschließend skizziert werden, um welche psychologischen Voraussetzungen es gehen könnte, wenn die Auseinandersetzung (zumindest in Ansätzen) den Bedürfnissen beider Seiten gerecht werden soll.

Dafür muss zusätzlich zwischen dem vordergründigen, kurzfristigen Bedürfnis nach Schuldentlastung und langfristigen Bedürfnissen unterschieden werden. Sehr oft überdeckt die Schuldentlastung jede tiefere Auseinandersetzung. Juden sehen sich dann oft in die Rolle gedrängt, den Deutschen eine Art Absolution zu erteilen oder den Nachkommen zu versichern, dass nicht sie persönlich schuld sind. Auch der Versuch, die Betroffenheit gleich zu machen (vgl. S. 51ff), speist sich aus diesem Bedürfnis: Wenn wir (die Nachkommen auf der Täterseite) fast genauso leiden, dann haben wir unsere Schuld vielleicht schon abgeübt (und dann dürft ihr uns nicht mehr böse sein oder gar euch rächen).

Diese Strategien bringen vielleicht eine kurzfristige, jedoch keine langfristige Entlastung, sie inszenieren sich deshalb meist immer wieder neu.

Für nichtjüdische Deutsche wird es also zum einen darum gehen, zu akzeptieren, dass man das Schuldgefühl nicht ganz loswerden kann, und vor allem darum, neben dem Schuldgefühl Zugang zu den *anderen* Gefühlen, etwa der Beunruhigung, Angst, Erschütterung, Mitgefühl mit den Opfern und vor allem *Trauer* zu finden. Wenn man gleichzeitig anerkennt, dass solche Gefühle für Juden und Nichtjuden trotzdem immer etwas Unterschiedliches bedeuten werden, kann hier am ehesten

eine Verbindung entstehen. Beruhigung und die Wiederherstellung von Vertrauen (in sich selbst bzw. in „die anderen“) kann nach meiner Auffassung erst dadurch entstehen, dass Beunruhigung, Misstrauen und Angst Raum bekommen.

Es ist schwierig, sich gesellschaftliche Bearbeitungsversuche im Sinne eines gesamtgesellschaftlichen Aktes vorzustellen.³² Eine andere Form benennt Christian SCHNEIDER auf die Frage nach Visionen gelungener Bearbeitung (im Interview mit der Verfasserin am 20.12.1989, vgl. Kühner, 2002): Es gehe darum, „halböffentliche Räume“ zu ermöglichen, in denen Offenheit möglich ist. Ein Beispiel dafür waren Gesprächsgruppen, die Frankfurter Analytiker im Rahmenprogramm der Wehrmachtsausstellung anboten (vgl. auch Schneider, 1998).

Eine der am meisten kommentierten großen Ereignisse in diesem Zusammenhang ist der Kniefall Willy Brandts vor dem Denkmal des Warschauer Ghettos. Brandts Geste war „kollektiv“ vielleicht deshalb so wohltuend, weil er dadurch Gefühle ausdrücken konnte, die in weihevollen Reden oft unglaubwürdig wirken: Brandt konnte an einem für die Shoah bedeutsamen Ort etwas von der Erschütterung zulassen und öffentlich symbolisieren. Angeblich war diese Geste spontan und nicht geplant.

Vielleicht kann konstruktive Bearbeitung vor allem darin bestehen, mit wachsendem Abstand und durch das Zulassen eigener Ängste und Beunruhigung, mehr von dem spüren zu können, was tatsächlich geschehen ist.

³² Als Möglichkeit bzw. Beispiel für einen solchen öffentlichen Bearbeitungsversuch könnte man unseres Erachtens die Errichtung des Jüdischen Museums in Berlin sehen. Die „traumabewusste“ Architektur Daniel Libeskinds (vgl. LIBESKIND, 1997) und die Dokumentation einzelner Lebensgeschichten ermöglichen offenbar Vielen einen emotionalen Zugang zum Geschehen, der durch andere Formen oft nicht gelingt.

3 Ausblick: Traumasensible Konfliktbearbeitung

Zum Abschluss dieses Kapitels stellen wir zwei Berührungspunkte der Trauma-Arbeit mit der Konfliktbearbeitung ethno-politischer Konflikte dar. Dabei geht es um folgende Fragen:

- Wie kann traumasensible Konfliktbearbeitung aussehen?
- Was kann das Wissen über Trauma zur Prävention neuer Traumata beisteuern?

3.1 Gesichtspunkte für eine traumasensible Konfliktbearbeitung

In ethno-politischen Konflikten der Gegenwart spielen drei Arten von kollektiven Traumata eine Rolle: Die beiden Konfliktpartner können sich gegenseitig ein „kollektives Trauma“ zugefügt haben, das nun gegeneinander aufgerechnet wird, wobei sich nicht selten *beide* Seiten primär als Opfer verstehen. In anderen Fällen repräsentiert ein Konfliktpartner die Täterseite, der andere die Opferseite. Manchmal spielt zusätzlich ein älteres kollektives Trauma eine wichtige Rolle, das - wie im palästinensisch-israelischen Konflikt – aus einem anderen Kontext importiert ist, aber trotzdem für den aktuellen Konflikt von entscheidender Bedeutung ist.

Da kollektive Traumata selbst sehr unterschiedliche Dynamiken haben können, gibt es auch für den Einfluss der kollektiven Traumata auf aktuelle Konflikte keine festen Regeln. Dennoch stellen sich für eine „traumasensible Konfliktbearbeitung“ in unterschiedlichen Konstellationen ähnliche Fragen: Soll man die Vergangenheit besser ruhen lassen oder ansprechen? Wie umgehen mit der Differenz zwischen den entstandenen Mythen und Legenden und der empirisch belegbaren Wirklichkeit, ohne neue Verletzungen zuzufügen?

Wie heraustreten aus dem Teufelskreis der gegenseitigen Schuldvorwürfe, die den Blick auf die wahren Lebensinteressen verstellen und unbeweglich machen?

Und wie können entsprechende Erfolge im kleinen Kreis verbreitert und auf die Mehrheit der jeweiligen Konfliktparteien übertragen werden? Wie dann umgehen mit den in aller Regel immer noch vorhandenen radikalen Minderheiten, die – teil-

weise mit Terror - das Rad zurückdrehen wollen und eine eindeutige Siegerlösung zu Lasten der anderen Konfliktpartei anstreben?

Diese und ähnliche Fragen müssen sich insbesondere intervenierende „dritte Parteien“ stellen, also von außen kommende Personen, die im Auftrag ihrer Regierung oder auch zivilgesellschaftlicher Einrichtungen versuchen, in einem Konflikt zu vermitteln („Partei“, weil sie z.B. selbst ein Interesse daran haben, dass der Konflikt nicht blutig ausgetragen wird und sich womöglich ausbreitet). Sie können nicht prinzipiell und ein für alle Mal, sondern nur im Kontext der je spezifischen Umstände und Situationen beantwortet werden.

Für die erste und immer wieder gestellte Frage, ob man die schmerzhafteste Vergangenheit nicht besser ganz auf sich beruhen lassen sollte, gilt jedoch im Zusammenhang und aus der Erfahrung ziviler Konfliktbearbeitung: Nicht thematisierte, aus dem Prozess der Konfliktbearbeitung absichtlich oder unabsichtlich „ausgeblendet“ schwere historische Erfahrungen mit der Gegenseite holen die Parteien immer wieder ein, wirken selbst bei aktuellem „guten Willen“ untergründig weiter und sind ein Grund dafür, dass getroffene Vereinbarungen nicht halten und der Prozess der Konflikttransformation immer neue Einbrüche erleidet. Erst wenn von beiden Seiten ein Verstehen einsetzt, kann diese Dynamik zur Ruhe kommen (vgl. z.B. HAUMERSEN/RADEMACHER/ROPERS 2002, S. 256-262 Kapitel „Geschichte: Ein umstrittenes Thema - eine verpasste Chance“ und *passim*).

Titos Strategie der Unterdrückung einer öffentlichen Auseinandersetzung mit den Gräueltaten, die sich Jugoslawen während des Zweiten Weltkriegs gegenseitig angetan haben, ist ein Beispiel für diese These. Dass der Hass nach 50 Jahren so massiv aufflammen konnte, lässt sich anders kaum erklären. *Wie* und zu welchem Zeitpunkt allerdings dieser Prozess des gegenseitigen Verstehens am besten ermöglicht und gefördert werden kann lässt sich nur von Fall zu Fall entscheiden.

Ein mögliches Modell, an dem zugleich die Grenzen sichtbar werden, ist die von dem israelischen Psychologen Dan BAR-ON gegründete Gruppe TRT (*To Reflect and Trust*). Bar-On sammelte zunächst als praktisch arbeitender Psychologe Erfahrungen mit den langanhaltenden und transgenerationalen Folgen des durch den Holocaust verursachten Traumas in israelischen Überlebenden-Familien. Von dieser Erfahrung ausgehend, begann er, sich für „die andere Seite“ zu interessieren und brachte schließlich Kinder von Holocaust-Überlebenden und Kinder von Nazitätern

zusammen. Diese Gruppe entwickelte einen spezifischen Stil von „Versöhnungsarbeit“, indem die Gruppenmitglieder sehr ausführlich ihre persönliche Geschichte erzählten.

Nachdem die Gruppe dieses Vorgehen als äußerst fruchtbar erlebt hatte, stellten die Mitglieder sich die Frage, ob dieses Modell auch für andere Konflikte hilfreich sein könnte. So wurden Akteure aus Südafrika, Palästina und Irland eingeladen, um, moderiert durch die TRT-Mitglieder, mit dieser Methode zu experimentieren. Neben vielen anderen Ergebnissen zeigte sich, dass die Methode des ausführlichen Geschichtenerzählens, so wie sie die ursprüngliche Gruppe praktizierte, bestimmter äußerer Voraussetzungen bedarf. Diese waren für die anderen Gruppen (noch) nicht in dem Maße gegeben und erschwerten das Geschichtenerzählen und Zuhören. (Nichtjüdische) Deutsche auf der einen und (in dem Fall israelische und amerikanische) Juden auf der anderen Seite stehen in keinem aktuellen Interessenkonflikt miteinander. Auch gibt es zwischen ihnen keinen Dissens über die Geschichtsschreibung, d.h. die ausführlichen mündlichen Darstellungen können und müssen nicht dazu ge- oder missbraucht werden, die gängige Geschichtsschreibung zu hinterfragen. Obwohl das Erzählen der eigenen Geschichte vor Menschen von der „anderen Seite“ eine große Herausforderung darstellte, erfolgte sie in diesem Sinne in einem vergleichsweise geschützten Raum, in dem die Einzelnen sich als Individuen öffnen können und sich nicht (oder nicht so sehr) als Vertreter von Gruppen empfinden, die vitale Interessen verfolgen (vgl. dazu auch HORSKEVICS 2002).

In aktuellen oder potentiell aktuellen Konflikten sind diese Voraussetzungen nicht erfüllt, so dass das Erzählen der Geschichte von den aktuellen Interessen im Konflikt nicht zu trennen ist. (Vgl. dazu auch STEINWEG 1992 über eine tschechisch-österreichisch-sudetendeutsche Begegnung nach der „Wende“) Es dürfte deshalb für beide Seiten eine große Herausforderung sein, den Geschichten der anderen Seite zuzuhören, ohne dieses Geschichtenerzählen als Mittel oder Strategie zu erleben. Andererseits gilt: Auch wenn das Erzählen der Opfergeschichte eine möglicherweise wirkungsvolle diskursive Strategie darstellt, ist ein „Klima des latenten Misstrauens“ im Hinblick auf das Trauma selbst fatal: Der vorübergehende Vorteil, ein Opfer zu sein, kann sehr schnell umkippen: je nach Brisanz und Nähe zum traumatisierenden Ereignis können sich Trauma-Dynamiken aktualisieren. Selbst wer sich nach außen hin im Recht fühlt und sich auch so präsentiert, kann innerlich mit be-

drohlichen Täterintrojekten zu kämpfen haben. Diese Spuren des Täters im Opfer können, wie oben (S. 36ff) beschrieben, bedeuten, dass das Opfer sich unbewusst partiell mit der Perspektive des Täters identifiziert, z.B. seinen Hass übernimmt und deshalb in sich selbst gegen die entwertenden Bilder der Propaganda kämpft (die das Opfer z.B. als „Untermensch“ sah). Das Opfer hört die Stimme des Täters in sich. Das Misstrauen der Zuhörer kann deshalb eine innere Stimme aktivieren, die beispielsweise sagt: „Ihr hattet es *doch* verdient!“, wenn es um Genozid ging, oder gar die Stimme „Du solltest gar nicht leben!“

Traumaeffekte können deshalb auch die „dritte Partei“ in eine schwierige Position bringen: Die latente Aktivierung des Traumas kann ja, ähnlich wie von VOLKAN beschrieben, auch in leichter Form zu einem Zusammenbruch des Zeitgefühls führen. In diesem Fall, wenn das traumatisierende Ereignis gewissermaßen in der Gegenwart wiedererlebt wird, gerät die „dritte Partei“ symbolisch in die Rolle des Zuschauers, der das Opfer nicht schützen konnte oder wollte. In dieser Rolle wird die „dritte Partei“ unter Umständen verdächtigt, sich unbewusst mit dem Aggressor zu identifizieren, ihm heimlich zuzustimmen (vgl. BROCKHAUS 2002). Dies lässt sich auch als Schutzmechanismus verstehen: Indem das Opfer sich gegen die unterstellte Identifikation der dritten Partei mit dem Aggressor zur Wehr setzt, kann es im Außen bekämpfen, womit es unter Umständen innerlich noch selber ringt (vgl. BAURIEDL, Interview mit der Verfasserin am 2.8.2002, siehe S. 128).

Wie in der Traumatherapie ist auch in der Konfliktbearbeitung ein gewisses Maß an Stabilität und Sicherheit für die Konfliktparteien Voraussetzung, um sich der eigenen Geschichte stellen zu können. Diese Voraussetzung muss erst einmal hergestellt werden, was bedeuten kann, dass die Arbeit an der traumatischen Vergangenheit anderen Themen und vorsichtigeren Begegnungsformen nachgeordnet werden muss.

Zur Kunst der „dritten Partei“ gehört es also, den richtigen Zeitpunkt für die Thematisierung der Vergangenheit zu finden: Zu lange zu warten oder zu früh zu beginnen kann gleichermaßen fatale Folgen haben. Wahrscheinlich gilt: Je schwerer und aktueller das Trauma, desto länger muss auf einen guten, geeigneten Zeitpunkt für die Thematisierung gewartet werden und desto sorgfältiger muss sie vorbereitet werden. Die „dritte Partei“ tut gut daran, sich eine genaue und klare Strategie zurechtzulegen, damit traumatisierte Personen ihre traumatischen Erlebnisse immer

wieder halb, andeutungsweise ansprechen können, ohne dass dadurch ungewollt das Trauma aktiviert wird. Allein das Wissen um diesen für die Bearbeitung oft notwendigen unbewussten Vorgang kann für die intervenierenden Akteure eine wichtige Orientierung sein.

Dan BAR-ON bezieht sich auf den Unterschied zwischen Peacemaking und Peacebuilding und ordnet seine Methode eher der Phase des Peacebuilding zu, die auf die Herstellung der Waffenruhe folgen muss. Für einen *nachhaltigen* Frieden, so lautet die Überlegung, ist die Auseinandersetzung mit der traumatischen Geschichte der jeweils anderen Seite notwendig. Sie braucht Zeit und immer neue Anläufe. Als Orientierung für traumasensible Konfliktbearbeitung lassen sich zusammenfassend folgende Leitideen formulieren:

- Die Auseinandersetzung mit traumatischer Geschichte fördert immer auch Aggressionen und Konflikte zu Tage, die zum Teil nur vor dem Hintergrund des Traumas zu verstehen sind.
- Intervenierende Akteure sollten extrem vorsichtig sein, wenn sie zum Erzählen von Verletzungen ermutigen. Dafür sind Strukturen nötig, die dem Einzelnen möglichst viel Kontrolle über das Ausmaß der Selbstöffnung ermöglichen.
- „Traumasensible Konfliktbearbeitung“ erfordert neben dem Bewusstsein für die Bedürfnisse der Überlebenden auch einen sensiblen Umgang mit den Toten des kollektiven Traumas. Die Bearbeitung der Geschichte muss auch ihnen gerecht werden.
- Intervenierende Akteure sollten sich bewusst sein, dass vor dem Hintergrund traumatischer Erfahrungen die Auseinandersetzung mit und die Offenheit vor der „anderen Seite“ ein äußerst hoher Anspruch ist. Vor diesem Hintergrund haben „Umwege“, symbolische Gesten und verschiedene (indirektere) Formen der Anerkennung einen hohen Wert.

3.2 Wie kann das Wissen über Traumadynamiken zur Prävention beitragen?

Die Beantwortung dieser Frage muss prinzipiell verschiedene Szenarien im Blick haben:

- Kann der Täter erneut zum Täter gegenüber dem gleichen Kollektiv werden, d.h. wird sich die Tat wiederholen?
- Kann der gleiche Täter gegenüber einem anderen Kollektiv zum Täter werden?
- Wird sich das Opferkollektiv am Täterkollektiv rächen wollen?
- Oder wird das Opferkollektiv die selbst erlittene Gewalt in irgendeiner Weise „weitergeben“, sich sozusagen an einem anderen Kollektiv indirekt „rächen“ ?

Welches der skizzierten Szenarien am wahrscheinlichsten ist, hängt sehr stark von historischen und politischen Faktoren ab, in erster Linie vermutlich von der Frage der Machtverteilung. Dennoch können psychische Prozesse die Gefahr einer Wiederholung vermutlich erhöhen oder senken, bzw. im Sinne des „gewählten“ Traumas eine aktivierbare Disposition darstellen.

Geht man vom Begriff des Traumas aus, dann kann man vor allem über die letzten beiden Szenarien Aussagen treffen, also über die möglichen *Racheimpulse* der Opferseite. Zwar äußert sich die Traumapsychologie – wie oben (vgl. S. 37f) ausgeführt – erstaunlich wenig zur Dynamik der Rache, Rache kann jedoch als Ersatz für andere Bearbeitungsversuche interpretiert werden. So kann Rache dazu dienen, das durch Demütigung beschädigte *Selbstwertgefühl* „reparieren“ zu wollen (vgl. dazu auch MENTZOS, 1993). Rachegefühle können aber auch für den Versuch stehen, Kontrolle wiederzugewinnen und damit die *Angst* zu besiegen.

Besonders gefährlich im Sinne von potentieller Selbstjustiz sind Situationen, in denen die juristischen Möglichkeiten nicht ausreichen oder nicht greifen. Als Vorbeugung gegen eine mögliche vom Opfer ausgehende Gewalt können in diesem Sinne alle Bearbeitungsversuche gelten, die aus der Ohnmacht herausführen, indem sie z.B. eine Stärkung der Opfergruppe im Sinne von „*empowerment*“ bewirken, die Kontrolle und das Selbstwertgefühl wiederherstellen. Eine herausragende Rolle spielt immer auch die Frage nach der Gerechtigkeit. Da Gerechtigkeit oft am schwersten zu erreichen ist (vgl. DINERS bzw. ARENDTS Überlegungen zur Unmög-

lichkeit von gerechter Strafe nach dem Holocaust, S. 78), könnte hier der oben unter Bezugnahme auf REEMTSMA formulierte Hinweis berücksichtigt werden, dass der Verzicht auf Rache als solcher anerkannt werden sollte. Von besonderer Bedeutung ist in diesem Zusammenhang zudem, zwischen der realen Gefahr von Racheakten und den (bewussten, aber auch unbewussten) Vergeltungsängsten der Täter zu unterscheiden.

Mit Recht weisen Opfer darauf hin, dass sie nicht ihre potentielle Aggression als die eigentliche Gefahr sehen, sondern aus verschiedenen Gründen, unter anderem auf Grund von Vergeltungsängsten der Täter, eine Wiederholung der Gewalt befürchten. Himmlers Begründung für die Ermordung Tausender von Kindern in der berüchtigten Posener Rede von 4. Oktober 1943, man habe sie konsequenterweise ebenfalls töten müssen, um das Heranwachsen von Rächern zu verhindern, zeigt, wie berechtigt diese Sorge der Opfer ist. Im Sinne der Prävention von neuer Gewalt „nach einem kollektiven Trauma“ ist der Blick auf die neuen oder fortbestehenden Motive der Täter (z.B. Vergeltungsängste) deshalb genauso wichtig wie der Blick auf die möglichen Rachebedürfnisse der Opfer.

III. DER 11. SEPTEMBER 2001:

ZWISCHEN TRAUMATISIERUNG UND INSTRUMENTALISIERUNG

Für die Terroranschläge vom 11. September 2001 in den Vereinigten Staaten scheint in besonderem Maße zu gelten, was einleitend (vgl. S. 15/16) bereits als typisches Merkmal der Debatte um das „kollektive Trauma“ festgestellt wurde: Es entspricht dem spontanen, intuitiven Verständnis von Katastrophen diesen Ausmaßes, sich so etwas wie eine kollektive psychische Reaktion vorzustellen und diese als „kollektives Trauma“ zu bezeichnen. Auch hier bleibt es meist bei dieser „Diagnose“, ohne dass sie präzisiert wird.

Im Folgenden soll auf verschiedenen Ebenen diskutiert werden, ob und inwiefern sich die Ereignisse vom 11. September 2001 und ihre Folgen im Sinne eines „kollektiven Traumas“ beschreiben lassen.

Da ist zunächst die Ebene der ganz konkreten Traumatisierung von Tausenden Einzelner. Auf der kollektiven Ebene der US-Amerikaner als Nation lässt sich fragen, ob es Indizien dafür gibt, dass sie an einem „kollektiven symbolvermittelten Trauma“ leiden bzw. in Zukunft leiden werden, d.h. an einzelnen traumaähnlichen Symptomen, die durch das Wissen um und die mediale Konfrontation mit den Ereignissen entstanden. Gemäß der Logik des Reports wird diese kollektive Dimension anhand einzelner Phänomene diskutiert.

Sehr augenfällig war unmittelbar nach dem 11. September, dass die US-Amerikaner sehr einheitlich, also gewissermaßen in „kollektiven Mustern“ reagierten. Diese sind zum Teil als Schutzmechanismen gegen unerträgliche Gefühle zu verstehen.

Für die Reflexion des 11. September 2001 als „kollektives Trauma“ sind langfristige Auswirkungen von besonderem Interesse, wobei Aussagen darüber nur auf der Ebene von vorläufigen Hypothesen getroffen werden können.³³

³³ Die Darstellung hat den Zeitraum der Monate nach den Anschlägen im Blick, ein Zeitraum, in dem langfristige Auswirkungen bestenfalls erahnt werden können. So ist bei Redaktionsschluss (7.11.2002) noch nicht abzusehen, ob es zum Krieg gegen den Irak kommt und ob damit der 11. September rückwirkend nicht nur als „Auslöser“ für den Krieg gegen das Afghanistan der Taliban gesehen werden kann (der möglicherweise schon vorher in Erwägung gezogen wurde), sondern später auch in Zusammenhang mit weiteren Entwicklungen im Nahen Osten gebracht werden wird.

Traumasympptome und psychopathologische Auffälligkeiten im engeren Sinne

In den letzten Jahren hat sich das Bewusstsein für die „psychischen Kosten“ von Katastrophen so massiv verändert, dass vor allem in westlichen Ländern die Aufmerksamkeit zunehmend auch den möglichen posttraumatischen Reaktionen gilt. Dies gilt in besonderem Maße für die USA, die „Heimat“ der Diagnose PTSD (Post Traumatic Stress Disorder, vgl. Fußnote 22, S. 85), so dass im Fall des Angriffs auf die „Twin towers“ und das Pentagon sehr schnell therapeutische Hilfen bereitgestellt und Untersuchungen über die psychischen Folgen der Katastrophe gestartet wurden.

Obwohl manche Studien zu spektakulären Ergebnissen kommen, sind sich die amerikanischen ForscherInnen ein Jahr nach den Anschlägen insgesamt in der Bewertung der Ergebnisse sowie im Hinblick auf Schlussfolgerungen – z.B. für das psychosoziale Versorgungssystem – uneinig. Während die einen vor einer Übertreibung von Psychopathologie warnen, warnen andere vor Untertreibung.

Die beiden wichtigsten Streitpunkte sind neben der Frage des Ausmaßes der Traumatisierungen die Anwendbarkeit der Diagnose PTSD und die Frage, ob sofortige Intervention (etwa im Sinne des in Fußnote 7, S. 25, skizzierten *“debriefing”*) das Mittel der Wahl ist. Die Diagnose war bisher noch nie gestellt worden, wenn Menschen durch mediale Konfrontation Angstsymptome entwickelten.

Barbara ROTHBAUM, Leiterin eines Traumabehandlungszentrums, trainierte nach der Katastrophe Therapeuten in New York in spezifischen Behandlungsmethoden und äußerte sich erstaunt über die Zunahme des Gefühls, verwundbar zu sein, über das die Therapeuten selbst berichteten: “From our point of view, the similarities of what people were going through following September 11 to what other people with PTSD go through were more important than the differences” (zit. nach APA online, 9/2002).

Patricia RESICK, ebenfalls Leiterin eines Traumabehandlungszentrums, hebt hervor, dass starke Gefühle nicht mit Psychopathologie gleichgesetzt werden dürfen. Sie ist jedoch überzeugt, dass das Ereignis langfristige Effekte haben werde, schließlich sei die Hälfte der üblichen PTSD-Symptome als Vermeidungssymptome nicht sofort sichtbar.

“On top of that, housing, jobs and other instrumental needs will take priority over mental health needs. Ongoing psychological problems will emerge slowly as other more pressing needs are met.” (Resick zit. nach APA online, 9/2002)

Ähnlich fordert Brett LITZ, dass neue Modelle und Konzepte entwickelt werden müssen, um die Folgen von Katastrophen dieses Ausmaßes besser, und vor allem in nichtpathologischen Kategorien erfassen zu können: “It’s not just PTSD” (ebd.).

Insgesamt fällt auf, dass auch „kritische“ ForscherInnen sich zwar gegen eine simple Übertragung von PTSD im Bezug auf diese Katastrophe wehren, jedoch in der Argumentation immer wieder die kritisierten, vorhandenen Konzepte verwenden. Auch die Untersuchungen kurzfristiger Effekte basieren auf den gängigen Begriffen und Konzepten. Im Folgenden sind einige der wichtigsten Ergebnisse zusammengefasst:

- Das *Journal of the American Medical Association* schätzt 500.000 Fälle von PTSD im engeren Sinne (*Berliner Tagesspiegel*, 10.9.02).
- In einer von der Regierung in Auftrag gegebenen repräsentativen Studie berichteten 75% der New Yorker, an emotionalen Problemen zu leiden, nur 12% sprechen jedoch darüber mit Freunden oder Professionellen (*Associated Press*, 6.9.02).
- Eine Studie im März 2002 ergab eine 2-3 mal höhere Rate von Depressionen und PTSD bei Bürgern im südlichen Manhattan (*New York Times*, 28.3.02).
- Ebenfalls in Manhattan wurde erforscht, dass Bürger nach den Anschlägen mehr Alkohol tranken (25% der Befragten), mehr Zigaretten (10%) oder mehr Marihuana konsumierten (3%) (*Associated Press*, 29.5.02).
- Ein erster Hinweis auf Latenzeffekte wurde bereits im März sichtbar, als die Anzahl von Menschen, die professionelle Hilfe suchten, nach einem Rückgang im November und Dezember wieder anstieg (*Wall Street Journal*, 5.3.02).

Besonders massive Auswirkungen wurden insgesamt bei Kindern festgestellt:

- Im September 2002, also ein Jahr nach den Angriffen, berichten noch 69% der New Yorker Eltern und 40% der Eltern *landesweit*, dass ihre Kinder unter Alp-

träumen, Angst, Depressivität und Kopfschmerzen leiden (*Associated Press*, 4.9.2002).

- Eine Studie der New Yorker Schulbehörde schätzt, dass 10,5% der Kinder unter PTSD leiden, und noch mehr, nämlich 15%, unter Agoraphobie, einer Störung, bei der ein Aufenthalt auf öffentlichen Plätzen Panikattacken auslöst (*New York Times*, 2.5.2002).

Auch wenn all diese Ergebnisse methodischen Schwierigkeiten unterliegen, bleibt Folgendes festzuhalten: Selbst US-Amerikaner, die nur medial mit dem traumatisierenden Ereignis konfrontiert wurden, entwickelten in hohem Ausmaß psychopathologische Symptome. Dies betrifft vor allem Kinder. Und selbst wenn die dargestellten Schätzungen zu hoch sind, dürfte die Zahl immer noch diejenige der vom japanischen Überraschungsangriff auf Pearl Harbor in diesem Sinne Betroffenen um das Hundertfache übersteigen.

Geteilte Gefühle jenseits direkter Traumatisierung

Reflexionen über den psychischen Zustand der US-Amerikaner als Kollektiv spielten in der öffentlichen Einschätzung der Folgen des 11. September eine wichtige Rolle. Die Konfrontation aller mit dem gleichen, sie auf ähnliche Weise betreffenden Ereignis führte zu weit verbreiteten, von vielen geteilten Gefühlen.

Angst

„Außer bei den unmittelbar betroffenen New Yorkern würde ich nicht auf die Idee kommen, das im Rahmen von Traumatheorie zu diskutieren, sondern ich würde auf die Idee kommen, es im Rahmen von Angst zu diskutieren.“ (David Becker im Interview am 4.9.2002)

Das deutlichste und dementsprechend auch am meisten beforschte Gefühl ist das der Angst. Verschiedene Angstsymptome werden als weit verbreitet beschrieben: Alpträume, Schlaflosigkeit, eine erhöhte Angstneigung bei bestimmten Tätigkeiten

(z.B. U-Bahnfahrten oder Fliegen) oder ängstliche Assoziationen gegenüber relevanten Auslösern, z.B. wenn ein Flugzeug etwas tiefer fliegt. Insgesamt scheint es diese "Symptome" in verschiedenen Abstufungen zu geben: Von Menschen, bei denen tatsächlich PTSD-Symptome diagnostiziert werden, über Menschen, die sich Schlaf-tabletten verschreiben lassen (zumindest in der Umgebung von New York sei der Verbrauch um 28% angestiegen, vgl. LAUB, 2002) bis hin zu solchen, die zwar unter einer Erhöhung des Angstniveaus leiden, deshalb jedoch keine Hilfe suchen würden.

Besonders extrem äußerten sich Angstgefühle bei Menschen, bei denen sich das Erleben des „11. September“ mit *früheren* Erfahrungen von existentieller Bedrohtheit und Angst verband:

„Die Tochter eines manisch-depressiven Vaters, die in einer sehr chaotischen Familie aufgewachsen war, hörte nach dem 11. September gänzlich auf zu schlafen, weil ihr Gefühl, nicht sicher zu sein, weiter bestätigt wurde. Holocaust-Überlebende in New York fingen an, Terror- und Alpträume wiederzuerleben, manche mussten hospitalisiert werden. Ihr Gefühl war: Es geht weiter wie damals; eigentlich hat es nie aufgehört, es gibt keinen sicheren Ort auf der Welt“ (Dori Laub 2002,1, Übersetzung der Verfasserin).

Als Grundgefühl – wenn auch in viel weniger existentielltem Ausmaß – scheint diese Angst verbreitet zu sein.

Erschütterung

Die Vereinigten Staaten wurden durch die Terroranschläge zum ersten Mal in ihrer Geschichte als Nation innerhalb der eigenen Grenzen, mitten im eigenen Territorium, getroffen. Dies erzeugte nicht nur massive Angst, sondern erschütterte auch andere wichtige Grundannahmen über die Welt.

Unmittelbar nach dem Schock der Anschläge schien sich die dramatische Wahrnehmung „nichts wird so sein wie zuvor“ nicht nur auf die Politik, sondern auch auf dieses Selbst- und Weltverständnis zu beziehen. Obwohl sich diese Aussage mit zunehmendem Abstand relativiert hat, betraf der Schock verschiedene Elemente eines weitgehend geteilten Selbstverständnisses.

Gudrun BROCKHAUS hält folgende Elemente für zentral:

1. „Solange wir uns vernünftig und vorsichtig verhalten, kann uns nichts geschehen“. Aber: Die Terrorkatastrophe lehrt uns, dass wir unabhängig von unserem Tun, unabhängig von unseren Merkmalen jederzeit und an jedem Ort Opfer werden können.
2. „Die Welt ist ein sicherer, geordneter, voraussehbarer Ort“. Aber: Der Anschlag lehrt mich, dass die Welt ein Ort voller unbeeinflussbarer Schrecken ist, denen ich hilflos ausgeliefert bin (vgl. Hodgkinson/Stewart, 1998).
3. „Ich kann mich prinzipiell aufgehoben fühlen in der Verbundenheit mit anderen Menschen.“ Aber: Für die Terroristen bin ich ein Objekt von Hass, Verachtung oder Gleichgültigkeit (allgemeiner Verlust von Vertrauen in die Menschen).
4. „Ich bin ein guter, wertvoller Mensch“. Aber: Good things happen to good people – bad things happen to bad people“, also muss ich böse sein, wenn mir etwas Böses passiert. (Brockhaus 2002, S. 4)

Während Erwachsene durch diese Erschütterung anders als beim direkten Trauma meist vermutlich keine dauerhafte Veränderung ihres Weltbildes erfahren, wurden Kinder und Jugendliche durch das Ereignis in einer Lebensphase geprägt, in der sich ein Weltbild gerade erst herausbildet. Untersuchungen zum Kollektiven Gedächtnis legen nahe, dass Menschen durch diejenigen weltpolitischen Ereignisse, die sie als Jugendliche oder junge Erwachsene miterlebten, nachhaltig in der Formung ihrer Einstellungen geprägt werden. Wie allerdings diese Prägung konkret ausfallen wird, hängt von verschiedenen Faktoren ab (z.B. zentrale Diskurse, soziales Umfeld, persönliche Disposition).

Zu erwarten ist jedoch, dass sich das dominierende *Muster der politischen* Reaktion der USA in den ersten Jahren nach dem 11.9. prägend auf die derzeit Heranwachsenden auswirkt und die Terroranschläge für sie zu einem wichtigen Referenzereignis werden.

Ohnmacht

Eng verbunden mit den Gefühlen der Erschütterung und der Angst ist das – auch für individuelle Traumatisierungen kennzeichnende – Gefühl der Ohnmacht. Gudrun BROCKHAUS weist darauf hin, dass dies vor allem für den „westlichen Menschen“, der die Welt prinzipiell für kontrollierbar hält, eine besonders schwer auszuhaltende Konfrontation ist (BROCKHAUS 2002, S. 3). Das Gefühl der Ohnmacht und Unkontrollierbarkeit blieb zudem nicht auf den 11. September selbst beschränkt, sondern setzte sich fort, da keine noch so rigide Kontrolle weiteren möglichen Terror definitiv verhindern kann. Nicht auszuschließende Wiederholungen ähnlichen Ausmaßes konnten die Ohnmachtsgefühle in den Wochen unmittelbar nach dem 11. September reaktivieren und massiv verstärken.

Demütigung (Scham)

Eine weitere Facette der „kollektiven Stimmungslage“ steht vermutlich im Zusammenhang mit dem spezifischen Charakter der Katastrophe: Durch die Anschläge wurde die mächtigste Nation der Welt von viel weniger Mächtigen so sehr ins Mark getroffen, wie es sich kaum jemand vorher vorstellen konnte.³⁴ Dies hat vermutlich weit verbreitete Gefühle der Demütigung (in der Sprache der Psychoanalyse eine narzisstische Kränkung) ausgelöst. Möglicherweise hängt es außer von der individuellen Disposition auch von der Nähe zum traumatischen Ereignis ab, ob Menschen eher mit Angst oder mit Kränkung reagierten. So stand für New Yorker das Gefühl von Verlust und Bedrohung vermutlich mehr im Vordergrund als die Demütigung (vgl. das geringere Rachebedürfnis der New Yorker, s. S. 130).

Die unmittelbaren Reaktionen: Muster kollektiver Abwehr?

Diese weit verbreiteten, von vielen geteilten Gefühle – so unterschiedlich sie in Nuancen für den Einzelnen gewesen sein mögen – mündeten unmittelbar in bestimmte, wiederum weitgehend geteilte Reaktionsmuster. Am deutlichsten von außen sicht-

³⁴ Allerdings gab es Filme, die ähnliche Ereignisse schilderten – oder aus heutiger Sicht „vorhersagten“.

bar war z.B. die demonstrative Verwendung „nationaler Symbole“, vor allem Flaggen (als Zeichen der Stärke angesichts einer ominösen, nicht greifbaren Bedrohung und zugleich als Zeichen der Solidarität mit den Betroffenen) in fast jeder Lebenssituation oder die Abwehr jedes Gedankens an eine mögliche, wenn auch indirekte Mitverantwortung der US-amerikanischen Politik in dem Sinne, dass sie dieser Art des Terrorismus einen Nährboden bereitet habe.

Im Folgenden werden einige der sich unmittelbar nach den Ereignissen entwickelnden Muster genauer dargestellt.

Spaltung

Die Psychoanalytikerin Thea BAURIEDL hebt in einem Interview mit der Verfasserin die Bedeutung von Spaltungsprozessen sowohl in der Verursachung als auch in den Reaktionsmustern auf die Anschläge hervor. So sei das Ereignis selbst Ergebnis einer extremen Spaltung in Gut und Böse, die erst dazu führte, dass so eine Tat begangen werde:

„Wenn so etwas passiert, eine so schwere Verletzung wie am 11. September, dann ist das Ausdruck einer ganz extremen Spaltung: Wir sind die Guten, ihr seid die Bösen – im Bewusstsein der einen wie auch der anderen Seite. Diese Spaltung hat sich an einem so eindeutigen Symbol wie dem World Trade Center manifestiert, und es besteht die Gefahr, dass sie sich weiterhin manifestiert. Als Reaktion auf den Schock hat sich schon jetzt die Rhetorik von der ‚Achse des Bösen‘ verstärkt. Der Bevölkerung scheint die Errichtung solch klarer Feindbilder ein Gefühl der Sicherheit zu vermitteln. Man sagt ihr: Die einen sind gut, die anderen sind böse und ihr gehört zu den Guten“ (Bauriedl, Interview am 2.8.2002).

Diese Spaltung bezieht sich auf den vermuteten Schuldigen, trifft aber auch die Zuschauer, die sich zum Geschehenen äußern und Position beziehen. Da die Spaltung sich auch hier auswirkt, gebe es keine Zwischenposition: „Wer nicht für mich ist, ist gegen mich.“ BAURIEDL weist diesen Spaltungsprozessen auch deshalb besondere Bedeutung zu, weil durch sie eine Auseinandersetzung mit dem, was wirklich war, verhindert wird. Die Auseinandersetzung mit den Ursachen werde durch Beschuldigung ersetzt.

„Und zwar trifft diese Beschuldigung manifest die ‚anderen‘, latent immer auch die eigene Person oder das eigene Volk, weshalb – um die Selbstbeschuldigung abzuwehren – die Dämonisierung der ‚anderen‘ immer weiter verstärkt werden muss. Ich habe den Eindruck, dass ein Hintergrund dieser Tendenz so zu reagieren in der spezifischen ‚Religiosität‘ vieler US-Amerikaner zu sehen ist. Wie viele von ihnen lassen sich durch irgendwelche Prediger ‚aufbauen‘, die regelmäßig den Kampf des Guten oder der Guten gegen das Böse oder die Bösen propagieren! In Europa gehören solche durchaus auch vorhandenen Tendenzen immerhin in den Bereich der Sekten. Dagegen haben politisch führende US-Amerikaner schon häufig weitgehend unwidersprochen von einem ‚Reich des Bösen‘ gesprochen, wenn sie die Bevölkerung im phantasierten ‚Reich des Guten‘ hinter sich scharen wollten“ (Bauriedl, Interview am 2.8.2002).

Ähnlich betont auch ein Kommentator im *Economist* mit Hinblick auf den Jahrestag des 11. September:

“The second aspect of American exceptionalism – its religiosity – explains some of the confusions of recent policy. American foreign policy has long had a strong moral component. Enemies are not merely threats to national security. They are evil. Mr Bush created an axis out of it, a phrase that made more sense to Americans than to anyone else.” (The Economist, 5.9.2002)

Suche nach Führung

Gudrun BROCKHAUS weist darauf hin, dass Menschen in Situationen derartiger Verunsicherung und Angst versuchen, ihre „Sicherheit durch Anlehnung an eine fürsorgliche Elternfigur zurückzugewinnen, die die Situation definiert und Verantwortung übernimmt“ (Brockhaus 2002, S. 5).

Der New Yorker Bürgermeister Giuliani konnte sowohl die Erschütterung als auch vor allem diese Sicherheit und Fürsorglichkeit durch seine starke Präsenz verkörpern. Weniger gut gelang dies zunächst offenbar Präsident Bush, der stark dafür angegriffen wurde, dass er sichtlich schwach und schockiert war und sich erst zwei Tage nach dem Anschlag der Nation zeigte. “Er durfte nicht unsere Hilflosigkeit teilen, sondern sollte Souveränität und Siegesgewissheit zeigen und es brachte ungeheure Erleichterung, als er diese Rolle dann fand” (Brockhaus 2002, S. 5).

Homogenitätsdruck

Die mit dem Terror verbundene existentielle Bedrohung, so BROCKHAUS weiter, erzeuge zudem einen hohen Homogenitätsdruck, der zur Ausgrenzung von „Abweichlern“ führe. Schutz wird nicht nur durch eine vertrauenswürdige Elternfigur gesucht, sondern auch durch das Gefühl, gemeinsam stark zu sein:

„Die Krise stimuliert Wünsche, Schutz und Stärke in der nationalen Identität zu suchen. ‚Wir sind alle gleich, wir wollen alle dasselbe, wir haben alle trennenden Interessensdifferenzen hinter uns gelassen, sind eine zusammengeschiedete, verschmolzene Gemeinschaft, in der einer für den anderen eintritt.‘”(Brockhaus 2002, S. 6)

Alle, die nicht in diesen nationalen Gefühlen aufgingen, waren in Gefahr, ausgegrenzt zu werden, viele wurden als „unpatriotisch“ fast dämonisiert.

Beschuldigung

Eines der psychologisch auffälligsten Phänomene im Verhältnis der Europäer zu den US-Amerikanern war die geradezu allergische Reaktion auf alle europäischen Aufforderungen oder Anregungen, dass die Amerikaner sich doch mit den Ursachen der Terroranschläge befassen sollten. Dies hat verschiedene Gründe. Zum einen nahm man in der vordergründig wohlmeinenden Anregung zu Recht eine mehr oder weniger verdeckte Beschuldigung und „ein leichtes Triumphgefühl der Europäer“ (Bauriedl) wahr. Die starke emotionale Reaktion erklärt BAURIEDL jedoch zusätzlich durch einen tiefergehenden Mechanismus: Die US-Amerikaner müssten die Idee, sie könnten an ihrem Unglück selbst schuld sein, so stark zurückweisen, weil sie diesen Satz in sich selbst zum Schweigen bringen müssten. Heimlich dächten wohl auch viele von ihnen selbst, wie das z.B. auch geschlagene Kinder tun: Wenn mir so etwas passiert, dann werde ich das wohl verdient haben (vgl. den Abschnitt Erschütterung von Grundüberzeugungen, S. 29ff). Die puritanische Religion der Gründungsväter der USA, die Auffassung, dass Gott moralisches Verhalten auch im Diesseits sichtbar belohnt, mag hier im Hintergrund eine verstärkende Rolle spielen.

Mögliche langfristige Folgen des 11. September

Die soeben dargestellten Reaktionsmuster sind als unmittelbare kurzfristige Stabilisierungsversuche in Reaktion auf massive Gefühle verstehbar. Behält man die Trauma-Analogie bei, dann markieren sie jedoch erst den Anfang eines längeren Prozesses, in dessen Verlauf das Trauma zwar im Alltag weniger sichtbar wird, aber sehr wohl weiterhin wirksam bleibt. Welche Effekte im Einzelnen auftreten, kann sich erst rückblickend wirklich zeigen. Die folgenden Ausführungen sind deshalb *Hypothesen*, die sich auf Entwicklungen stützen, welche sich innerhalb des ersten Jahres abzeichneten.

Der 11. September, soviel lässt sich bereits feststellen, wird wohl bis auf weiteres ein viel benutztes Argument für die amerikanische Außen- und Sicherheitspolitik bleiben. Dies stellt für sich allein jedoch noch kein psychologisches Phänomen dar. Psychologisch zu erklären ist dagegen die Tatsache, dass der 11. September für viele Bürger der Vereinigten Staaten wohl nie wie ein Argument wirken wird, das einem „einfach so“ einleuchten kann oder nicht. Vielmehr wird die Erwähnung oder Anspielung auf den 11. September in unterschiedlicher Intensität die je eigene konkrete Erinnerung und die dazugehörigen Gefühle hervorrufen. In gewissem Sinne entspricht dies dem von VOLKAN beschriebenen Mechanismus, dass unter bestimmten Umständen das Zeitgefühl zusammenbrechen kann und das ursprüngliche Trauma so erlebt wird, als hätte es erst gestern stattgefunden (vgl. S. 73). Volkan bezieht sich hier freilich auf dramatischere Auslöser als die bloße Erwähnung und hat viel größere Zeiträume im Blick. Das Phänomen kann aber auch in kürzerem Abstand vom traumatisierenden Ereignis auftreten. Entscheidend ist der Grundgedanke, dass die Erinnerung in Verbindung mit den dazugehörigen Emotionen gespeichert ist und in unterschiedlicher Intensität aktiviert werden kann.

Für den Umgang mit dem 11. September heißt dies, dass er nicht nur als Argument für politische Entscheidungen etwa gegenüber anderen Ländern genutzt werden kann, sondern dass sich dieses Argument in besonderem Maße dazu eignen wird, in unterschiedlichen Situationen neben den ursprünglichen Gefühlen auch die damit verbundenen Reaktionsmuster (die Suche nach Eindeutigkeit usw.) zu reaktivieren. Dies könnte im Vergleich zu den kollektiven Traumata, die Volkan im Blick hat, zusätzlich dadurch verstärkt werden, dass die Nation durch den intensiven Kon-

sum der identischen Fernsehbilder vom Brand und Einsturz der Twin towers noch viel stärker als bei anderen Traumata eine "gemeinsame geistige Repräsentation" (Volkan, s. S. 73) erworben hat.

Die Wirkungsweise des kollektiven Traumas besteht dann weniger darin, dass Entscheidungsträger selbst nun von traumabezogenen Gefühlen gesteuert werden, sondern vor allem darin, dass sie durch das Ereignis und dessen „gemeinsame geistige Repräsentation“ in die Lage versetzt werden, Gefühle zu aktivieren und für sich zu nutzen, die von einer großen Zahl von Menschen geteilt werden. Das Trauma wirkt also nicht nur auf die Politik, sondern vor allem arbeitet die Politik mit dem Trauma.

Ähnlich sehen das auch die beiden für diesen Report interviewten ExpertInnen: So betont Thea BAURIEDL, dass Politiker überwiegend aus Kalkül handeln und in diesem Rahmen kollektiv vorhandene Stimmungen für sich zu nutzen versuchen. David BECKER sieht in diesem Kontext eine überzogene Benutzung des Wortes Trauma und versteht sie als „Instrumentalisierung von Trauma“.

Eine Stützung erfährt die Instrumentalisierungsthese durch einen interessanten empirischen Befund: So konnte festgestellt werden, dass die New Yorker selbst, die die massivsten Verluste erlitten und auch am häufigsten individuelle Traumasymptome entwickelten, im Vergleich zum Rest der Vereinigten Staaten am wenigsten zu *Rachegefühlen* neigten. Möglicherweise formulieren die eigentlichen Opfer das, was in ihrem Namen gefordert wird, selbst am wenigsten. Noch zugespitzter scheint dieser Widerspruch für einige Hinterbliebene, die mit der Überlegung zitiert werden, was denn der Tote dazu sagen würde, dass nun in seinem Namen Krieg geführt wird. Hier gilt vielleicht wie für andere kollektive Traumata, dass manche Überlebende sich den Toten gewissermaßen näher fühlen als den Lebenden und dass der öffentliche Diskurs sowohl an ihrer Wahrnehmung als auch an ihren Bedürfnissen weitgehend vorbeigeht (vgl. S. 43).³⁵

³⁵ Zwar wurde den „Gesichtern des 11. September“, also einzelnen Nachkommen von Überlebenden und Überlebenden selbst, in den Medien sehr große Aufmerksamkeit zuteil, jedoch weist ein genauerer Blick darauf eher in Richtung der Instrumentalisierungsthese (vgl. *Der Spiegel* vom 9.9.2002.)

Konstruktive Bearbeitungsversuche eines ungewöhnlichen Traumas

Einige Spezifika dieses Traumas

Das kollektive Trauma des 11. September unterscheidet sich in vielfacher Hinsicht von allen anderen, die in diesem Report besprochen werden: Die Täter im engeren Sinne sind gleichzeitig mit den ermordeten Opfern gestorben und existieren nur in Form der immer gleichen, Fahndungsfotos ähnlichen Bildern in den Magazinen. Die Auseinandersetzung mit Schuld, Verantwortung und Intentionen der Täter gestaltet sich also nicht nur deshalb schwierig, weil die Opfer durch die oben beschriebenen Mechanismen (zunächst) nicht dazu in der Lage waren. Zu den heilsamen symbolischen Handlungen der Vietnamveteranen, die der Gesellschaft öffentlich ihren Teil der Verantwortung zurückgeben konnten, wird es kein Pendant geben können.

Aber nicht nur die Rollen(-zuschreibungen) von Opfern und Tätern sind diffus und über die ganze Welt verteilt, auch die Rolle der nicht mitschuldigen Zuschauer ist spezifisch für dieses Trauma. Zwar haben sich die Europäer mit der Rede vom „Angriff auf die Zivilisation“ interessanterweise „gleich als Mitopfer präsentiert“³⁶; sie wurden jedoch in den Monaten danach von den US-Amerikanern eher als Zuschauer empfunden, die eine spezifische, oft in den USA nicht nachvollziehbare Perspektive entwickelten. Greift man die Trauma-Analogie auf, dann ist der Zuschauer für das Opfer immer im Verdacht, sich heimlich mit dem Täter zu identifizieren, eigentlich der Meinung zu sein, dass das Opfer die Tat verdient hat. Dieser Verdacht besteht zum Teil zu Recht, da, wie BROCKHAUS (2002) ausführt, bei Zuschauern oft die Tendenz besteht, sich mit dem (zumindest in der Situation) Stärkeren zu identifizieren. Die Frage nach Ausmaß und Verbreitung dieser Identifikation (die an vorhandene anti-amerikanische Affekte angeknüpft haben mag) neben dem öffentlich im Vordergrund stehenden Mitgefühl mit den Opfern ist hier nicht zu klären. Jedenfalls unterschied sich die verbreitete, vielleicht sogar „kollektive“ Reaktion der vermeintlichen Mitopfer (als Angehörige der westlichen Zivilisation) sehr von der der US-

³⁶ „Da finde ich es auch relevant zu fragen, was provoziert das langfristig, wenn Leute anfangen zu meinen, es ist besser, man präsentiert sich gleich als Mitopfer (...)“ (David Becker im Interview am 9.4. 2002).

Amerikaner. Während für diese der Kampf gegen die Angst und die beschriebenen Versuche überwogen, das Gefühl existentieller Bedrohung in Schach zu halten, schienen die Europäer zwar empathisch, waren aber sehr schnell bei der Frage nach den Ursachen.

Insofern kann man die zum Teil als Konflikt erlebten Unterschiede in Reaktionen, Einschätzungen und Schlussfolgerungen traumabezogen als Differenz zwischen Opfern und Zuschauern interpretieren. Diese Differenz deutlicher wahrzunehmen und zu benennen, könnte ein wichtiger Schritt in Richtung eines konstruktiveren Dialogs sein. Im Folgenden sollen abschließend einige Perspektiven einer konstruktiven Bearbeitung entwickelt werden.

Perspektiven konstruktiver Bearbeitung

Wie kann eine konstruktive Bearbeitung eines solchen Traumas aussehen und können zivilgesellschaftliche Akteure dazu überhaupt etwas Sinnvolles beisteuern?

Oben wurde die Hypothese entwickelt, dass man sich das Trauma weniger als zukünftiges, unwägbares irrationales Motiv von Entscheidungsträgern vorzustellen hat, sondern eher als Reservoir „kollektiver Gefühle“, über die Zustimmung zu politischen Entscheidungen erreicht werden kann. Geht man von dieser Hypothese aus, dann liegt in der unterschweligen „kollektiven Stimmung“ ein möglicher Ansatzpunkt für Friedensinitiativen.

Differenzierung

Zu dieser Frage äußerte sich Thea BAURIEDL in dem für den vorliegenden Report geführten Interview. Sie knüpft dabei vor allem an die bereits zitierten Überlegungen zur *Spaltung* an:

„Was man dagegen tun kann, ist im Prinzip: Alternativen finden. Die Alternativen zur Spaltung ist die Differenzierung. Dazu ist komplexes Denken nötig. Es geht um differenzierte Fragestellungen, wie: ‚Was ist da los? Was ereignet sich da? Welche Phantasien spielen hier eine Rolle?‘ Sowohl in den USA als auch in Europa, als auch bei den damaligen Tätern, die wahrscheinlich weitere Terrorakte vorbereiten. Und es geht um die Frage: Wie kann man miteinander ins Gespräch kommen?“ (Bauriedl, Interview am 2.8.2002).

Voraussetzung für diese Fähigkeit zur Differenzierung sei ein Zustand, in dem man sich relativ sicher fühlt. Eine Differenzierung der Vorstellungen über die zwischenmenschlichen Beziehungen entwickle sich außerdem vor allem innerhalb einer Gemeinschaft, die diesen Beziehungsmodus teilt. Wenn in einer Gemeinschaft der vorwiegende Beziehungsmodus der der „Spaltung“ ist, dann sei es für den Einzelnen schwierig, differenziert zu fühlen und zu denken. Differenzierung bedeute ja auch, sich selbst in einem komplexen Geschehen wahrzunehmen, als Teil dieses Geschehens, und auf dieser Grundlage jeweils die Entscheidung zu treffen, ob man sich in die Spaltung zwischen „Guten“ und „Bösen“ einfügen will, oder ob man versuchen will, mit *allen* Beteiligten in ein ernsthaftes Gespräch zu kommen. Letzteres sei, so Bauriedl, „gute Politik“, die nicht in Krieg als zwangsläufige „Fortsetzung mit anderen Mitteln“ übergeht.

Gesprächskultur

Insgesamt beschreibt BAURIEDL eine in diesem Sinne „Konstruktive Gesprächskultur“ als Königsweg für einen besseren Umgang auch mit den offiziellen Vertretern der USA. Es gehe im Grunde um etwas sehr Einfaches: Man müsse gar nicht so viel darüber wissen, wie man mit einem traumatisierten Kollektiv am besten umgeht (und spezielle Kenntnisse über kollektive oder individuelle Traumata haben, oder „besonders geeignete“ Strategien anwenden) Der erste Schritt sei vielmehr, erst einmal zu fragen:

„Wie empfindet ihr das? Wie empfinden wir das? Was habt ihr vor, was haben wir vor zu tun? Die dabei deutlich werdenden Gefühle und Überlegungen kann man dokumentieren und öffentlich machen. Dabei ist wichtig, dass wirklich jede Seite von *sich* sprechen kann und weniger über die andere Seite spricht. Das sind die Formen eines konstruktiven Gesprächs, in dem sich beide oder alle Beteiligten ernst nehmen. Hier geht es um Fragen und Antworten, nicht um Fest-Stellungen.“ (Bauriedl im Interview am 2.8.2002)

Die Problematik solcher Gespräche liege zumeist darin, dass man sich nur mit den *Anderen* beschäftigt und strategische Überlegungen darüber anstellt, wie mit diesen Anderen am besten „umzugehen“ sei. Die deutsche Friedensbewegung habe vielleicht zu schnell gedacht, sie wisse schon, was zu *tun* sei.

Insgesamt formulierte BAURIEDL wiederholt ein Plädoyer dafür, dass es gefährlich sei, ausschließlich strategisch zu denken. Auf diese Weise komme man nicht in Kontakt. Es gehe vor allem darum, dem Anderen einfach zuzuhören. Das sei im Prinzip die Grundlage jeder guten Psychoanalyse. Die Psychoanalyse habe in dieser Hinsicht kein magisches Geheimwissen, das andere nicht anwenden könnten. Nichts sei natürlicher als schwer verletzten Menschen dadurch zu helfen, dass man ihnen zuhört; und das geschehe ja auch spontan in vielen Fällen. Auf zivilgesellschaftlicher Ebene könne das heißen, dass Menschen aus beiden Kontinenten über ihre unterschiedlichen Gefühle und Wahrnehmungen miteinander ins Gespräch kommen und diese Gespräche öffentlich dargestellt und Grundlage für weitere Auseinandersetzung werden.

Alternative Reaktionsmöglichkeiten der Deutschen als „Zuschauer“

Es ist viel darüber diskutiert worden, ob man auf Politikerebene zu schnell zu eindeutig Position bezogen habe, indem z.B. der deutsche Bundeskanzler sofort die „uneingeschränkte Solidarität“ Deutschlands mit den USA erklärte. BAURIEDL meint, dass man hier vor allem die Bedeutung des Begriffes „Solidarität“ untersuchen müsse.

„Ich kann mir vorstellen, dass auf die Verbündeten der USA in diesem Moment ein starker Druck ausgeübt worden ist: ‚Wenn ihr jetzt nicht zu uns steht ...‘ Andererseits hat der Begriff ‚uneingeschränkte Solidarität‘ zunächst sicher das überwältigende Mitgefühl der meisten Deutschen mit den Opfern der Terroranschläge wiedergegeben. Aber nach kurzer Zeit hat sich die Vorstellung entwickelt: Solidarität heißt, mit den USA gegen den Feind in den Krieg ziehen. Dem wollte sich die Mehrheit der Deutschen nicht anschließen, zumal ein Krieg in ‚traditioneller‘ Form gegen die Gruppe um Bin Laden nicht sinnvoll und möglich schien.“ (Bauriedl im Interview am 2.8.2002)

Bundespräsident Rau sei es damals gelungen, das Mitgefühl aller Deutschen auszudrücken. Das sei ein Angebot zur gemeinsamen Trauerarbeit gewesen. Auch Joschka Fischer habe sich vergleichsweise differenziert geäußert.

Trauerarbeit

Aus der Sicht von Thea BAURIEDL können die Terroranschläge nur konstruktiv verarbeitet werden, wenn man das, was man verloren hat – nahe stehende Menschen; die Phantasie, unverletzlich und in jedem Fall überlegen zu sein, etc. – betrauern kann. Trauerarbeit sei kein einsamer Prozess. Sie werde erst möglich durch Mitgefühl von anderen und durch gemeinsames Trauern.

„Das Wichtigste ist, dass der Verletzte einen Beziehungsraum hat, in dem jemand seinen Schmerz mitfühlen kann. So wird der Schmerz mitteilbar, er bekommt für beide Seiten Bedeutung und wird damit für das Opfer zu einer psychischen Realität. Im gleichen Maße kann sich das verlorene Vertrauen in die Mitmenschlichkeit wieder entwickeln.“ (Bauriedl im Interview am 2.8.2002)

BAURIEDL betont, dass Trauerarbeit nicht in erster Linie bedeutet zu weinen, sondern vielmehr darin besteht, sich emotional dem anzunähern, was passiert ist und zu reflektieren, was das traumatische Ereignis für die Betroffenen bedeutet:

„Einerseits geht es darum, den Schmerz zu empfinden und in diesem Empfinden nicht alleine zu sein. Andererseits könnte gerade in der hier beschriebenen Situation für alle Beteiligten die Frage entstehen: ‚Wollen wir so weitermachen mit der Vorstellung, dass Sicherheit nur durch Stärke zu erreichen ist? Müssen wir die alleinige Weltmacht mit der absolut überlegenen Rüstung sein – oder uns dieser Weltmacht bedingungslos anschließen beziehungsweise sie ebenso bedingungslos bekämpfen? Vielleicht wäre die Sicherheit leichter und zuverlässiger zu erreichen durch die Pflege einer konstruktiven Gesprächskultur auf allen Ebenen?“ (Bauriedl im Interview am 2.8.2002)

Trauerarbeit besteht also nicht nur im Zulassen der Gefühle, sondern auch in der Chance, das eigene Selbstverständnis zu reflektieren und zu differenzieren.

Auch David BECKER formuliert Trauerprozesse als mögliche Alternative zu dieser Art „power politics“:

„Trauma ist das Thema von extremer Ohnmacht. Aus Trauma heraus finden Sie nicht dadurch, dass Sie allmächtig werden, sondern dadurch, dass Sie die Ohnmacht, die Sie erlitten haben, betrauern können. Und Trauerprozesse haben etwas damit zu tun, auch die eigene Ohnmacht zu integrieren.“ (Becker im Interview am 9.4.2002)

Und auch er sieht hierin eine Verbindung zum Selbstverständnis der US-Amerikaner:

„Das Problem ist folgendes: Wenn Sie allmächtig sind oder glauben, sein zu müssen, dann ist das sehr gefährlich, weil Sie dadurch unmenschlich werden. Wenn Sie verletzbar sind, dann neigen Sie auch dazu, Frieden zu machen. Aber wenn Sie verletzt worden sind und glauben, Sie müssen Ihre Allmacht zurück gewinnen, dann kann das tödlich für alle sein, die um Sie herum sind. Man macht Frieden nicht nur, weil man sich bedroht fühlt, sondern weil man sich selbst auch nicht allmächtig fühlt.“ (Becker im Interview am 9.4.2002)

In diesem Sinne gibt es also einen deutlichen Zusammenhang zwischen konstruktiver Traumaverarbeitung und den Möglichkeiten eines „aktiven Pazifismus“ (BAURIEDL 1998 und 2002).

Abschließende Kritik und Desiderata

In einer kritischen Stellungnahme zum weltweiten Siegeszug des westlichen Traumaverständnisses referiert Derek SUMMERFIELD folgenden interessanten Befund:

“Foster und Skinner (1990) beschreiben, wie ehemalige politische Gefangene in Südafrika ihre Geschichte in Bezug auf Themen formulierten, die für ihre Berufe und Wertvorstellungen relevant sind – biblische, juristische, politische, humanistische. Jüngere Berichte jedoch sprechen von psychologischen Effekten und zeigen so an, wie der westliche Diskurs zum Thema Trauma Gewalterfahrungen reguliert und formt.” (Summerfield, 1997, S. 9)

Die Art und Weise, wie Einzelne ihre Gewalterfahrung verarbeiten, hängt von den für sie relevanten Wertvorstellungen und Diskursen ab. Dies gilt nicht nur für die kognitive, sondern auch für die emotionale Verarbeitung. Indem das westliche Traumamodell zum vorherrschenden Bewertungsmodell wird, beginnt auch der Einzelne, seine Erfahrung zunehmend in diesen Kategorien zu verstehen und zu fühlen. Das bedeutet nicht, dass der Hinweis auf die Möglichkeit der Traumatisierung und auf ihre Dynamiken das Trauma erst schafft oder verschlimmert, sondern dass die Analyse als Trauma die Art und Weise beeinflussen und verändern kann, wie Erlebnisse wahrgenommen, eingeordnet und bewertet werden.

Für SUMMERFIELD, der sich dafür interessiert, wie sich dieses spezifisch westliche „Verständnis des menschlichen Preises von Krieg und Gräueltaten auswirkt“, ist diese Entwicklung vor allem deshalb problematisch, weil kollektiv erfahrenes Leiden dadurch individualisiert werde. Seiner Meinung nach „handelt es sich bei Krieg um eine kollektive Erfahrung“, so dass die Auswirkungen von den Menschen weniger als „private Verletzung“, sondern als „Zerstörung ihrer sozialen Welt, die ihre Geschichte, Identität und ihre gelebten Werte verkörpert,“ erlebt werden (Summerfield 1997, S. 17). Unter Bezugnahme auf Summerfield formulierten der Anthropologe und Psychologe Victor IGREJA und seine Kollegen mit Blick auf eine von Bürgerkriegen erschütterte Region in Mozambique:

“In this way, many challenges are raised when research on trauma and post-traumatic experiences has to be done with traumatized people from societies where the individual is conceived as part of an extended living and dead

family, special group or community [...] With few doubts a broader conceptualization of trauma is needed in which the loss or disintegration of cultural beliefs and values should be considered as traumatic experience, too.“ (Igreja et al, 2002) ³⁷

Weiteres systematisches Nachdenken über „kollektives Trauma“ sollte an solchen Überlegungen, die Trauma per se mehr als kollektiven denn als individuellen Prozess begreifen, anknüpfen. Da dies den Rahmen des vorliegenden Reports sprengte, haben wir versucht, zumindest die berechnigte Kritik an der Verallgemeinerung des individualisierenden westlichen Traumaverständnisses in Ansätzen aufzugreifen. Daraus erwuchs eine Herangehensweise, bei der ein spezifisches Traumaverständnis weder individualisieren, noch religiöse, juristische, politische und humanistische Fragen ersetzen sollte. „Traumabewusstsein“ stellt in diesem Sinne keine Konkurrenz zu politischem und juristischem Bewusstsein für die Folgen von Gewalt dar, sondern muss in sie integrierbar sein. Im Folgenden soll abschließend reflektiert werden, inwiefern dies möglich war und welche weiteren Fragestellungen/Aufgaben sich daraus ergeben.

Kollektiv, kollektiviert, symbolvermittelt?

Eine Schwierigkeit in der Annäherung an kollektives Trauma ist die komplizierte Verschränkung verschiedener Bedeutungsebenen, wie sie einleitend anhand der Begriffe „kollektiv“, „kollektiviert“ oder „symbolvermittelt“ erläutert wurden. Sie getrennt zu betrachten, ist analytisch notwendig; aber solche Darstellungen erfassen immer nur einen Teil des Ganzen: Wenn man z.B. die ganz konkrete individuelle Traumatisierung einzelner analysiert, dann ist der Verweis darauf wichtig, dass Traumatisierung oft eine unsichtbare Grenze zu den Mitmenschen etabliert und extrem einsam machen kann, auch wenn es sich um die Traumatisierung vieler Menschen gleichzeitig handelt. Zugleich weiß man, dass die Erinnerung an massenhafte Gewalt gegen Mitglieder des Kollektivs in das kollektive Gedächtnis eingeht und als gemeinsame Erinnerung jenseits der trennenden Erfahrung Gefühle der Zusammen-

³⁷ Konkret konnten Igreja und seine Kollegen z.B. herausarbeiten, dass nicht der Tod von Angehörigen an sich als traumatisch erlebt wurde, sondern die Unmöglichkeit, sie nach den vorgeschriebenen Ritualen zu beerdigen.

gehörigkeit verstärkt. Solche Widersprüche scheinen dem Reden über kollektives Trauma qua Gegenstand innezuwohnen. Das Trauma scheint eher zu trennen oder eher zu verbinden, je nachdem, auf welche Bedeutungsebene sich die Aufmerksamkeit richtet.

Deutlich werden solche Effekte auch an folgendem Beispiel: Vamik VOLKAN wird oft dafür kritisiert, von „gewähltem“ Trauma zu sprechen. Bei genauerem Hinsehen bezieht sich diese Kritik jedoch nicht auf die Ebene, die er meint: Niemand entscheidet sich, Opfer zu werden, und niemand gibt bewusst Spuren der durch die Traumatisierung verursachten inneren Zerstörung an die nächste Generation weiter. Dennoch spiegelt Volkans Wortwahl einen zentralen Aspekt, der jedoch für eine andere Ebene wichtig ist: Wie er selbst in Erwiderung auf die Kritik sagt, geht es ihm um die Prozesse *lange nach* dem traumatisierenden Ereignis. Für diesen Zeitpunkt gebe das Wort „gewählt“ sehr gut wieder, „wie genau eine Großgruppe unbewusst ihre Identität definiert, indem sie die verletzten Ich-Strukturen und die Erinnerungen an die Traumata der Vorfahren über Generationen hinweg nährt (...)“ (Volkan, 1999b, S. 73). So ist das individuelle Trauma alles andere als gewählt, für das Verständnis langfristiger Prozesse ist dieser Ausdruck jedoch sehr hilfreich.

Das letztgenannte Beispiel ist jedoch auch ein weiterer Hinweis darauf, dass ein integriertes Konzept vom „Kollektiven Trauma“ *interdisziplinär* zu erarbeiten wäre. So könnte die Analyse von Langzeitwirkungen kollektiver Traumata von der Unterscheidung zwischen dem (kurzfristigeren) kommunikativen Gedächtnis und dem (längerfristigen) kulturellen Gedächtnis profitieren, die Jan ASSMANN zur Differenzierung des kollektiven Gedächtnisses eingeführt hat.

Traumabearbeitung oder Trauerarbeit ?

Die Erweiterung des Traumakonzepts auf eine kollektive Ebene ließ einen Aspekt in den Vordergrund treten, der im Diskurs über Trauma eher in Randbemerkungen auftaucht, die Bedeutung der Toten. Im Blick auf das traumatisierte Individuum würde zwar die Ermordung eines Angehörigen beispielsweise eine zentrale Rolle spielen, sie würde jedoch in erster Linie als etwas angesehen, was dem Traumatisierten angetan wurde. Die Perspektive auf das Kollektive zu richten, verändert gewissermaßen den Opferbegriff: Opfer der gleichen Tat sind sowohl die Toten als auch die

Überlebenden, und diese fühlen sich den Toten oft sehr verbunden. Ebenso besteht die Aufgabe der Gemeinschaft nach einer kollektiven Traumatisierung darin, sowohl den Toten als auch den überlebenden Opfern gerecht zu werden. Einige der oben dargestellten Beispiele des Umgangs mit gemeinsamen schrecklichen Erlebnissen könnten jedoch auch als kollektive Trauer oder kollektive Trauerarbeit beschrieben werden. Trauer ist per se oft ein kollektiver Prozess und wird als solcher verstanden: So können um die gleiche Person näher und ferner Stehende trauern, ohne dass man dafür wie bei der Arbeit mit dem Traumakonzept eine Differenzierung wie diejenige in „Trauma im engeren Sinne“ und „indirekte Traumatisierung“ braucht.

In der berühmten Analyse „Die Unfähigkeit zu Trauern“ wenden die MITSCHERLICHs für die Täterseite ebenfalls das Konzept des Trauerns und nicht das des Traumas an, um die spezifischen Probleme der Täterseite zu erfassen. In diesem Sinne bietet das Konzept der Trauerarbeit für manche Fälle eine Lösung für die Schwierigkeit, dass Opfer und Täter nicht als unter dem gleichen kollektiven Trauma leidend beschrieben werden können.

Trauma als zusätzlicher Blick auf vorhandene Bearbeitungsweisen

Wie ich an den Überlegungen von SUMMERFIELD zu zeigen versuchte, birgt die Verbreitung der Traumaperspektive die Gefahr, dass andere Wahrnehmungs- und Bearbeitungsmuster zunehmend verdrängt werden. Ähnlich gilt dies für kulturspezifische Verarbeitungsweisen kollektiver Gewalt. Eine der zentralen Herausforderungen in der Arbeit mit dem Traumakonzept liegt daher darin, es mit vorhandenen Lösungsansätzen zu verbinden, ohne diese zu entwerten oder zu entkräften: Integration als Ideal.³⁸

In gewisser Weise kann die Selbsthilfebewegung der Vietnamveteranen hier als Paradigma gelten: Sie hatte als Friedensbewegung ursprünglich ein politisches Ziel, erst im Laufe des Prozesses kam die Traumaperspektive dazu. Wie oben ausgeführt, blieben jedoch nur diejenigen Therapeuten längere Zeit in diesem Feld aktiv, die auch die politischen Ziele der Veteranen teilten.

³⁸ In manchen Kontexten kann dies zu der Feststellung führen, dass das Traumakonzept überhaupt nicht passt.

Die Beispiele in Kap. II des vorliegenden Reports stellen dar, wie solche Integrationsversuche aussehen könnten: So wurden unterschiedliche Ausgangspunkte (bei den Vietnamveteranen ein politischer, bei der Wahrheitskommission ein juristischer und in Guatemala ein religiöser) dargestellt und mit der Traumaperspektive verknüpft. Diese Herangehensweise konnte hier nur in Ansätzen verfolgt werden. In der vergleichenden Analyse ganz verschiedener kontext- und kulturspezifischer Formen des Umgangs mit Trauma sehe ich jedoch eine der meistversprechenden Perspektiven für ein verbessertes Verständnis von kollektivem Trauma. Auf die Frage, wie mit dem, „was nicht wieder gutzumachen ist“, weiter zu leben sei, haben Menschen immer wieder Antworten finden müssen und gefunden. Wenn die hier vorgestellten Wege Inspiration und Anstoß für weitere, offene Suchbewegungen sind, dann hat der Report eines seiner wichtigsten Ziele erreicht.

Literaturverzeichnis

- AGGER, I./ JENSEN, S.B., 1990: Testimony as vital and evidence in psychotherapy of political refugees, in: *Journal of Traumatic Stress* 3 (1), S. 115-130.
- ARENDT, Hannah, 1964: Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen. München.
- ASSMANN, Jan, 1992: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München.
- BAR-ON, Dan, 1996: Die Last des Schweigens. Hamburg.
- (2001a): Den Abgrund überbrücken. Mit persönlichen Geschichten politischen Feindschaften begegnen. Hamburg.
- (2001b): Die „Anderen“ in uns. Dialog als Modell der interkulturellen Konfliktbewältigung. Hamburg.
- BASOGLU, Metin (Hg.), 1992: Torture and its consequences. Current Treatment Approaches. Cambridge.
- BASOGLU, Metin/ PAKER, M., 1995: Severity of Trauma as predictor of long-term psychological status in survivors of torture, in: *Journal of Anxiety Disorders* 9, 4, S. 339-350.
- BAURIEDL, Thea, 1998: Die Aktualität des Pazifismus heute. In: *Massarat, M./ Betz, P.*, (Hg.): Für eine Friedenspolitik ohne Militär. European Peace Congress Osnabrück 1998. Münster, S. 58 – 64. Und in: *Reader European Peace Congress*, S. 91-97.
- (2002a): Wer später nicht schießen will, muß frühzeitig reden. Thesen zu einem Aktiven Pazifismus. Zeitschrift der deutschen Sektion der internationalen katholischen Friedensbewegung pax christi, 54. Jahrgang, Heft 2, S. 10-11.
- BECKER, David, 1990: Ohne Hass keine Versöhnung. In: *Herdieckerhoff*, Eberhard (Hg.): Hassen und Versöhnen. Psychoanalytische Erkundungen. Göttingen
- (1992): Ohne Hass keine Versöhnung. Freiburg.
- (2001a): Dealing with the Consequences of Organized Violence in Trauma Work. In: *Berghof Forschungszentrum für konstruktive Konfliktbearbeitung* (Hg.): *Berghof Handbook for Conflict Transformation (on internet only)*, <http://www.berghof-center.org/handbook>.

- (2001b): Trauma, Traumabehandlung, Traumageschäft. In: *Moser, Catherine/ Nyfeler, Doris/ Verwey, Martine, (Hg.): Traumatisierung von Flüchtlingen und Asyl Suchenden.* Zürich.
- (2001c): Wenn die Gesellschaft in der Psychoanalyse durchbricht: Zum Umgang mit Traumata in Theorie und Praxis. Vortrag zum Symposium „Das Schweigen der Psychoanalyse im öffentlichen Raum“ am 1. 12. 2001 in Berlin.
- BECKER, David/ CASTILLO, Maria Isabel/ LIRA, Elisabeth, 1990: Psychotherapy with the victims of political repression in Chile. A therapeutic and political challenge. In *Health services of the treatment of torture and trauma survivors.* Washington, DC.: American Association for the advancement of Sciences.
- BERENS, Cornelia, 1996: International Study Group for Trauma, Violence and Genocide. In: *Mittelweg 2/1996*, S. 38-40.
- BERGMANN, Martin, 1996: Fünf Stadien in der Entwicklung der psychoanalytischen Trauma-Konzeption. *Mittelweg 2/1996*, S. 12-23.
- BERGMANN, Martin/ JUCOVY, Milton/ KESTENBERG, Judith (Hg.), 1995: Kinder der Opfer. Kinder der Täter. Psychoanalyse und Holocaust, Frankfurt/M.
- BERISTAIN, Carlos Martin/ VALDOSEDA, Maite/ PAEZ, Dario, 1995: Umgehen mit Angst und Verlust auf individueller und kollektiver Ebene. Politische Repression in den Eingeborenengemeinschaften Guatemalas. In: *Perren-Klingler, Gisela (Hg.): Trauma. Vom Schrecken des Einzelnen zu den Ressourcen der Gruppe.* Bern/Stuttgart/Wien, S. 47-77.
- BOHLEBER, Werner, 2000: Die Entwicklung der Traumatheorie in der Psychoanalyse. In: *Psyche 54*, S. 797-833.
- BRAININ, Elisabeth/ LIGETI, Vera/ TEICHER, Sammy, 1984: Psychoanalytische Überlegungen zur Pathologie der Wirklichkeit. In: *Stoffels, Hans (Hg.): Schicksale der Verfolgten.* Regensburg.
- BRENDE, Joel Osler/ PARSON, Erwin Randolph, 1985: Vietnam Veterans. New York.
- BROCKHAUS, Gudrun, 1998: Schauer und Idylle. Faschismus als Erlebnisangebot. München.
- (2002): Politische Reaktionen auf den 11. September als Reparaturversuche traumatischen Ohnmachtserlebens. Beitrag zum Experten- Symposium "Struktur und Psychologie des Terrorismus – Fallbeispiel: Islamischer Terrorismus" am 18.3.2002 in München.
- BRONFEN, Elisabeth/ ERDLE, Birgit/ WEIGEL, Sigrid, 1999: Trauma. Zwischen Psychoanalyse und kulturellem Deutungsmuster. Köln/Weimar/Wien.

- BRUMLIK, Micha/ KUNIK, Petra (Hg.), 1988: Reichspogromnacht. Vergangenheitsbewältigung aus jüdischer Sicht. Frankfurt/M.
- BUNCE, Scott C./ LARSEN, Randy/PETERSON, Christopher, 1995: Life after Trauma: Personality and Daily Life Experiences of Traumatized People. In: *Journal of Personality* 63, 2, S. 165-183.
- DINER, Dan, 1986: Negative Symbiose. Deutsche und Juden nach Auschwitz. In: *Babylon. Beiträge zur jüdischen Gegenwart*, 1, S. 9-20.
- EBBINGHAUS, Herrmann, 1985: Über das Gedächtnis. Untersuchungen zur experimentellen Psychologie. Leipzig.
- EISLER, Kurt, 1963: Die Ermordung von wie vielen seiner Kinder muß ein Mensch symptomfrei ertragen können, um eine normale Konstitution zu haben? In: *Psyche* 17, S. 240-291.
- (1968): Weitere Bemerkungen zum Problem der KZ-Psychologie. In: *Psyche*, 22, S. 452-463.
- (1992): Leonardo da Vinci. Psychoanalytische Notizen zu einem Rätsel. Frankfurt/M.
- EITINGER, Leo, 1964: Concentration Camp Survivors in Norway and Israel. London.
- (1980): The Concentration Camp Syndrome and its Late Sequelae. In: *Dimsdale, J.E. (Hg.): Survivors, Victims and Perpetrators*. New York, S. 127-162.
- FELMAN, Shoshana/ LAUB, Dori, 1997: Testimony. Crises of Witnessing in Literature, Psychoanalysis and History. New York.
- FERENCZI, S., 1933: Sprachverwirrung zwischen den Erwachsenen und dem Kind. *Schriften zur Psychoanalyse*, 1972, Bd. II. Frankfurt /M.
- FISCHER, Gottfried/ RIEDESSER, Peter, 1998: Lehrbuch der Psychotraumatologie. München/ Frankfurt/M.
- FOSTER, D. / SKINNER, D., 1990: Detention and Violence. Beyond Victimology. In: *Manganyi, N./ du Toit, A. (Hg.): Political Violence and the Struggle in South Africa*. London.
- FREUD, Sigmund, 1920a: Massenpsychologie und Ich-Analyse. Gesammelte Werke, Bd.13.
- (1920b): Jenseits des Lustprinzips. Gesammelte Werke, Bd.13,1. Frankfurt.
- FROMM, Erich, 1965: Hypnoanalysis: Therapy and two case excerpts. In: *Psychotherapy. Theory, Research and Practice*, 2, S. 127-133.

- GIESEN, Bernd, 2002: The Trauma of Perpetrators. The Holocaust as the Traumatic Reference of German National Identity. In: *Jeffrey, Alexander/Giesen, Bernhard/ Smelser, Neil J. (Hg.): Cultural Trauma. Berkeley (forthcoming) and TRN Conference, Wiesbaden-Naurod, 28.-30.6.2002.*
- GOLDHAGEN, Daniel, 1996: Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust. Berlin.
- GRÜNBERG, Kurt, 1997: Schweigen und Verschweigen. NS-Vergangenheit in Familien von Opfern und Tätern oder Mitläufern. In: *psychosozial 20, Nr. 68, S. 9-22*
(2000): Liebe nach Auschwitz. Die Zweite Generation. Tübingen.
- GRÜNBERG, Kurt/ STRAUB, Jürgen (Hg.), 2001: Unverlierbare Zeit. Psychosoziale Spätfolgen des Nationalsozialismus bei Nachkommen von Opfern und Tätern. *Psychoanalytische Beiträge aus dem Sigmund-Freud-Institut, Bd. 6*, Tübingen.
- HALBWACHS, Maurice, 1967: Das kollektive Gedächtnis. Stuttgart.
- HAMBER, Brandon, 1998: Entpolitisierung dient immer denjenigen, die an der Macht sind. In: *medico international* (Hg.): Der Preis der Versöhnung. Frankfurt/M.
- HARBER, Kent/PENNEBAKER, James, 1992: Overcoming Traumatic Memories. In: *Christianson, S.D., 1992: The Handbook of Emotion and Memory: Research and Theory. Hillsdale, NJ.*
(1993): A Social Stage Model of Collective Coping: The Loma Prieta Earthquake and The Persian Gulf War. *Journal of Social Issues, 49, 4, S. 125-145.*
- HAUMERSEN, Petra/ ROPERS, Norbert/ RADEMACHER, Helmolt, 2002: Konfliktbearbeitung in der Zivilgesellschaft. Die Workshop-Methode im rumänisch-ungarischen Konflikt, Reihe Konflikttransformation des Berghof Forschungszentrums, Bd. 1, Berlin.
- HERMANN, Judith, 1993: Die Narben der Gewalt. München.
- HERSKOVICS, Isabella, 2003: Psychodrama in der Auseinandersetzung mit der eigenen Herkunftsgeschichte von Menschen mit jüdischer und nationalsozialistischer Herkunft. In: *Ottmüller, Uta/ Kurth, Winfried (Hg.): Trauma, gesellschaftliche Unbewusstheit und Friedenskompetenz, Jahrbuch für psychohistorische Forschung, Bd.3*, Heidelberg, i.E.
- HILSENBECK, Polina, 1996: Irrsinn-Eigensinn-Ihrsinn: von Konzepten und Erfahrungen frauenspezifischer Einrichtungen als Alternativen zur Psychiatrie. In: *Frauenministerium Schleswig-Holstein (Hg.): Frauen und Psychiatrie. Kiel.*

- (1997): Traumatherapie: mit Mut und Achtsamkeit. In: Arbeitskreis Frauengesundheit (Hg.): Wege aus Ohnmacht und Gewalt. Bünde (erhältlich bei AKF, Hindenburgstraße 1a, 32257 Bünde)
- HIRSCH, Mathias, 2000: Schuld und Schuldgefühl. In: *Mertens, Wolfgang/Waldvogel, Bruno* (Hg.), 2000: Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe. Stuttgart.
- HOLDEREGGER, Hans, 1998: Der Umgang mit dem Trauma. Stuttgart.
- HORN, Klaus, 1981: Krankheit als Zeichen von Normalität. Was uns der Bericht von Chaim Shatan angeht. In: *Steinweg, Reiner* (Hg.): Unsere Bundeswehr? Zum 25jährigen Bestehen einer umstrittenen Institution. Frankfurt/M.
- HOROWITZ, Mardi, 1976: Stress Response Syndromes. New York.
- IGREJA, Victor/ BAS, J. N./ SCHREUDER, M.D./ WIM, Chr./ KLEIJN, M.A., 2002: The cultural dimension of war traumas in central Mozambique: The case of Gorongosa. Im Druck.
- IGUARTA, James/ PAEZ, Dario, 1997: Art and Remembering Traumatic Collective Events: The Case of the Spanish Civil War. In: *Pennebaker, J.W./Paez, Dario/Rimé, B.* (Hg.): Collective Memory of Political Events. Social Psychological Perspectives. Mahwah, New Jersey.
- JANOFF-BULMANN, Ronnie, 1992: Shattered Assumptions. Towards a New Psychology of Trauma. New York.
- KEILSON, Hans, 1979: Sequentielle Traumatisierung bei Kindern. Stuttgart.
- (1997): Die Entwicklung des Traumakonzepts in der Psychiatrie. Psychiatrie und Man-made-disaster. In: *Mittelweg 2, 1997, S.73-82.*
- KERZ-RÜHLING, Ingrid, 2000: Nachträglichkeit. In: *Mertens, Wolfgang/Waldvogel, Bruno* (Hg.), 2000: Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe. Stuttgart.
- KESTENBERG, Judith/ KESTENBERG, Milton, 1987: Child killing and child rescuing. In: *Neuman, G.*: Origins of Human Aggression. New York Human Sciences press, S. 139-154.
- KLASS, Dennis/ SILVERMANN, Phyllis/ NICKMAN Steven, 1996: Continuing Bonds. Towards a new Understanding of Grief. Washington D.C.
- KLEBER, R.J., 1992: Coping with Trauma. Amsterdam/Lisse.
- KNAUF, Stefanie, 1999: Zur Gegenwärtigkeit des Holocaust im Kontext transgenerativer Übertragung. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg.

- KOGAN, Ilany, 1992: Der Golfkrieg und die Spuren der Verfolgung in Israel. In: *Hardtmann*, Gertrud (Hg.): *Spuren der Verfolgung. Seelische Auswirkungen des Holocaust auf die Opfer und ihre Kinder*. Gerlingen.
- KÜHNER, Angela, 2000: *Gespenster sehen. Perspektiven in der Auseinandersetzung mit dem Holocaust*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Ludwig-Maximilian-Universität, München,
- KUGELMANN, Cilly, 1988: *Die gespaltene Erinnerung. Zur Genese von Gedenktagen an den Holocaust*. In: *Brumlik*, Micha/ *Kunik*, Petra (Hg.): *Reichspogromnacht. Vergangenheitsbewältigung aus jüdischer Sicht*. Frankfurt/M.
- LAPLANCHE, J./ Pontalis, J.-B., 1972: *Das Vokabular der Psychoanalyse*. Frankfurt./M.
- LAUB, Dori, 2002: September 11, 2001. An Event Without A Voice. Lecture at the TRN-Conference, Wiesbaden-Naurod 28.-30.06.2002. In: *TRN-Newsletter 2, Hamburg Institute for Social Research, Fall 2002*.
<http://www.TraumaResearch.Net>
- LANDAU, R./ LITWIN, H., 2000: The Effects of Extreme Stress in Very old Age. *Journal of Traumatic Stress, 13 (3)*, S. 223-231.
- LERNER, Melvin J., 1980: *The belief in a just world*. New York.
- LEVI, Primo, 1988: *Ist das ein Mensch? Die Atempause*. München.
- LIBESKIND, Daniel, 1997: *trauma/void*. In: *Bronfen*, Elisabeth/ *Erdle*, Birgit R./ *Weigel*, Sigrid (Hg.): *Trauma. Zwischen Psychoanalyse und kulturellem Deutungsmuster*. Köln/Weimar/Wien.
- LIFTON, Robert Jay, 1973: *Home from War. Vietnam Veterans – Neither Victims nor Executioners*. New York.
(1995): *Das Ende der Welt. Über das Selbst, den Tod und die Unsterblichkeit*. Stuttgart.
- LIFTON, Robert Jay/ MARKUSEN, Erik, 1992: *Die Psychologie des Völkermordes. Atomkrieg und Holocaust*. Stuttgart.
- LIRA, Elisabeth, 1996: *Sich erinnern heißt, die Vergangenheit noch einmal mit dem Herzen durchleben*. In: *Nolte*, D. (Hg.): *Vergangenheitsbewältigung in Lateinamerika*. Frankfurt/M.
(1997): *Remembering: Passing back through the Heart*. In: *Pennebaker*, James/ *Paez*, Dario/ *Rimé*, B. (Hg.), 1997: *Collective Memory of Political Events. Social Psychological Perspectives*. Mahwah, New Jersey.

- MAMDANI, Mahmood, 1998: Die Kommission und die Wahrheit. In: *medico international* (Hg.): Der Preis der Versöhnung. Frankfurt/M.
- MASSING, Almuth, 1988: Auswirkungen anhaltender nationalsozialistischer Weltanschauungen in Familienschicksalen. In: *Heimannsberg, Barbara/ Schmidt, Christoph* (Hg.): Das kollektive Schweigen. Nazivergangenheit und gebrochene Identität in der Psychotherapie. Heidelberg.
- McFARLANE, Alexander/ YEHUDA, Rachel, 1996: Resilience, vulnerability and the course of posttraumatic reactions. In: *van der Kolk, B.C./ McFarlane, A.C./ Weisaeth, L.* (Hg.): Traumatic Stress. New York.
- McFARLANE, Alexander/ VAN DER KOLK, Bessel, 2000: Trauma und seine Herausforderung an die Gesellschaft. In: *van der Kolk, B./ McFarlane, A./ Weisaeth, L.* (Hg.): Traumatic Stress. Grundlagen und Behandlungsansätze. Paderborn.
- MENTZOS, Stavros, 1993: Der Krieg und seine psychosozialen Funktionen. Frankfurt/M.
- MERK, Uschwe, 1998: Der Preis der Versöhnung – Südafrikas Auseinandersetzung mit der Wahrheitskommission. In: *medico international* (Hg.): Der Preis der Versöhnung. Frankfurt/M.
- MERRIDALE, Catherine, 2000: Nights of Stone. Death and Memory in Russia. London.
- MERTENS, Wolfgang, 1987: Kompendium psychoanalytischer Grundbegriffe. München.
- MIDDLETON, David/EDWARDS, Derek, 1990: Collective remembering. New York.
- MINOW, Martha, 1998: Between vengeance and Forgiveness. Boston.
- MITSCHERLICH, Alexander/ MITSCHERLICH, Margarete, 1991: Die Unfähigkeit zu trauern. Frankfurt/M.
- MÜLLER-HOHAGEN, Jürgen, 1993: Komplizenschaft über Generationen. In: *Welzer, H.* (Hg.): Nationalsozialismus und Moderne. Tübingen.
 (1993): Komplizenschaft über Generationen. In: *Welzer, H.* (Hg.): Nationalsozialismus und Moderne. Tübingen.
 (1994): Geschichte in uns. München.
- NAVARRO GARCIA, Susanna, 2001: Den Tod erinnern, um weiterleben zu können. In: *medico international* (Hg.): Psychosoziale Arbeit im Kontext von Krieg, Diktatur und Armut. Frankfurt/M.

- NIETHAMMER, Lutz, 1995: Diesseits des „Floating Gap“. Das kollektive Gedächtnis und die Konstruktion von Identität im wissenschaftlichen Diskurs. In: *Platt, Kristin/ Dabag, Mirhan* (Hg.): Generation und Gedächtnis. Opladen.
- (2000): Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur. Hamburg.
- OPHER-COHN, Liliane/ PFÄFFLIN, Josef/ SONNTAG, Bernd/ KLOSE, Bernd/ POGANY-WNENDT, Peter (Hg.), 2000: Das Ende der Sprachlosigkeit. Gießen.
- PANKOFER, Sabine/ WEBER, Klaus, 1998: Empowerment. In: *Grubitzsch, Siegfried/ Weber, Klaus*: Psychologische Grundbegriffe. Reinbeck.
- PARIN, Paul, 1983: Die Angst der Mächtigen vor öffentlicher Trauer. In: *Psyche*, 37 (1), S.55-72.
- PARSON, Erwin Randolph, 1990: Posttraumatic psychocultural therapy (PtpsyCT): Integration of Trauma and shattering social labels of the self. In: *Journal of Contemporary Psychotherapy*, 20, S. 237-258.
- PAWSON, Ray, 1996: Theorizing the Interview. In: *British Journal of Sociology*, Vol.47/2, S. 295-315.
- PENNEBAKER, James/ BANASIK, Becky 1997: On the Creation and Maintenance of Collective Memories: History as Social Psychology. In: *Pennebaker, J.W./Paez, Dario/Rimé, B.* (Hg.), 1997: Collective Memory of Political Events. Social Psychological Perspectives. Mahwah, New Jersey.
- PERREN-KLINGLER, Gisela, 1998: Integration traumatischer Erfahrungen im kulturellen Kontext. In: *Transkulturelles Psychoforum 4* (1998), hg. Heise, T./ Schuler, I., Berlin (Verlag Wissenschaft + Bildung).
- (Hg.), 1999a: Trauma. Vom Schrecken des einzelnen zu den Ressourcen der Gruppe, Bern/Stuttgart/Wien.
- (1999b): Traumata integrieren: Arbeit mit Opfern von Folter und Verfolgung, in: *Calließ, Jörg* (Hg.): Agenda for Peace: Reconciliation/Agenda für den Frieden: Versöhnung, *Loccum Protokolle 55/98* (Ev. Akademie Loccum), S. 243-251.
- PETZOLD, Hilarion/ WOLF, Hans-Ulrich/ LANDGREBE, Birgit/ JOSIC, Zorica/ STEFFAN, Angela, 2000: "Integrative Traumatherapie" - Modelle und Konzepte für die Behandlung Patienten mit "posttraumatischer Belastungsstörung" In: *van der Kolk, B./McFarlane, A./Weisaeth, L.* (Hg.): Traumatic Stress. Grundlagen und Behandlungsansätze. Paderborn.

- PLATT, K./ DABAG, M., 1995: Generation und Gedächtnis. Erinnerungen und Kollektive Identitäten. Opladen.
- RAPHAEL, Beverley/ MELDRUM, Lenore/ MCFARLANE, Alexander, 1995: Does debriefing after psychological trauma work? *British Medical Journal* 310, S. 1479-1480.
- REDDEMANN, Luise/ SACHSSE, Ulrich, 1997a: Stabilisierung. Persönlichkeitsstörungen 3, S. 113-147.
- (1997b): Traumazentrierte Psychotherapie I (Stabilisierungsphase). Persönlichkeitsstörungen 1, S. 97-140.
- REEMTSMA, Jan Philipp, 1993: Trauma. In: *Mittelweg* 3/1993, S.41-43.
- (1996): Historische Traumen. In: *Mittelweg* 2/1996, S. 8-12.
- (2002): Die Gewalt spricht nicht. Stuttgart.
- RIECK, Mirjam, 1991: Die Nachkommen der Holocaust-Überlebenden. Ein Literaturüberblick. In: *Stoffels*, H. (Hg.): Schicksale der Verfolgten. Regensburg.
- RIEDESSER, Peter/ VERDERBER, Axel, 1996: Aufrüstung der Seelen. Militärpsychologie und Militärpsychiatrie in Deutschland und Amerika. Frankfurt/M.
- ROJZMAN, Charles, 1997: Der Hass, die Angst und die Demokratie. Einführung in eine Sozialtherapie des Rassismus (aus dem Französischen übersetzt von Ralf Mansour-Agather), München: AG SPAK. Frz. unter dem Titel: „La peur, la haine et la démocratie“, Paris (Desclée de Brouwer) 1992.
- ROJZMAN, Charles/ PILLODS, Sophie, 1999: How to live together. A new way of dealing with racism and violence." St. Kilda, West Australia: Acland Press (translation from the French by Eden Liddelov 1999; published with the assistance of the French Ministry of Culture). Frz. Originalausgabe: „Savoir vivre ensemble“, Paris (Editions Syros) 1998.
- ROMMELSPACHER, Birgit, 1994: schuldlos, schuldig. Wie sich junge Frauen mit Antisemitismus auseinandersetzen. Berlin.
- ROSENKÖTTER, Lutz, 1995: Die Idealbildung in der Generationenabfolge. In: *Bergmann*, Martin/ *Jucovy*, Milton/ *Kestenber*, Judith (Hg.): Kinder der Opfer. Kinder der Täter. Psychoanalyse und der Holocaust. Frankfurt/M., S. 209-216.
- ROSENTHAL, Gabriele, 1997: Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Giessen.
- ROSENTHAL Gabriele/ BAR-ON, Dan, 1992: A biographical case study of a victimizer's daughter. In: *Journal of Narrative and Life History*, 2 (2), S. 105 –127.

- ROSS, Howard Mark, 2001: Ritual and the Politics of Reconciliation. Unveröffentlichtes Manuskript.
- SCHITTENHELM, Karin, 1996: Zeichen, die Anstoß erregen: Mobilisierungsformen zu Mahnmalen und Außenskulpturen. Opladen.
- SCHLÖSSER, Anne-Marie/HÖHFELD, Kurt (Hg.), 1998: Trauma und Konflikt. Gießen.
- SCHNEIDER, Christian/ STILKE, Cornelia, 1998: Tod und Verständigung. In: *Ulrich, Bernd* (Hg.): Besucher einer Ausstellung. Hamburg.
- SCHRÖM, Oliver, unter Mitarbeit von RÖPKE, Andrea, 2002: Stille Hilfe für braune Kameraden. Das geheime Netzwerk der Alt- und Neonazis. Berlin, 2. Auflage.
- SCHWAB-TRAPP, Michael, 1996: Konflikt, Kultur und Interpretation. Eine Diskursanalyse des öffentlichen Umgangs mit dem Nationalsozialismus. Opladen.
- SERENY, Gitta, 1995a: Am Abgrund: Gespräche mit dem Henker. Franz Stangl und die Morde von Treblinka. München.
- (1995b): Das Ringen mit der Wahrheit. Albert Speer und das deutsche Trauma. München.
- (2000): Das deutsche Trauma. Eine heilende Wunde. München.
- SHATAN, Chaim F., 1981: Die trauernde Seele des Soldaten. Die Selbsthilfebewegung der Vietnamveteranen. In: *Steinweg, Reiner* (Hg.): Unsere Bundeswehr? Zum 25jährigen Bestehen einer umstrittenen Institution. Frankfurt/M.
- STEINWEG, Reiner, 1992: Erinnerung und Gegenwart. Eine TschechoSlowakisch-Österreichische Begegnung, Linz.
- (2003): „Kollektive Traumata“ als politische Zeitbomben und wie sie – vielleicht– entschärft werden könnten. Überlegungen zu den möglichen Langzeitwirkungen des 11. September und der Infrastrukturzerstörung im Westjordanland, in: *Calließ, Jörg* (Hg.), Zivile Konfliktbearbeitung im Schatten des Terrors, *Loccumer Protokolle Bd. 58/02*, Ev. Akademie Loccum, i.V.
- SHAY, Jonathan, 1994: Achilles in Vietnam: Combat Trauma and the undoing of character. New York.
- SOLOMON, Zahava, 1995a: From denial to recognition: Attitudes Toward Holocaust Survivors from World War II to the present. In: *Journal of Traumatic Stress, Vol.8, No. 2*, S. 215-228.
- (1995b): Trauma and Society. In: *Journal of Traumatic Stress, Vol.8, No. 2*, S. 213-214.

- (1995c): Attitudes of Therapist Toward Holocaust Survivors. In: *Journal of Traumatic Stress, Vol.8, No. 2, S. 229-242.*
- (1996): Jüdische Überlebende in Israel und im Ausland. *Mittelweg 2, S. 23-38.*
- SPEIER, Sammy, 1988: Der ges(ch)ichtslose Psychoanalytiker - die ges(ch)ichtslose Psychoanalyse. In: *Heimannsberg, Barbara/ Schmidt, Christoph (Hg.): Das kollektive Schweigen. Nazivergangenheit und gebrochene Identität in der Psychotherapie. Heidelberg.*
- SUMMERFIELD, Derek, 1997: Das Hilfsbusiness mit dem Trauma. In: *medico international (Hg.): Schnelle Eingreiftruppe „Seele“. Frankfurt/M.*
- SZTOMPKA, Piotr, 2000: Cultural Trauma: the Other Face of Social Change. In: *The European Journal of Social Theory, 3/2000.*
- VOLKAN, Vamik D., 1999a: *Blutsgrenzen. Bern/München/Wien.*
- (1999b): Das Versagen der Diplomatie. Zur Psychoanalyse nationaler, ethnischer und religiöser Konflikte. Gießen.
- (1999c): Wenn Feinde reden: Psychoanalytische Erkenntnisse aus arabisch-israelischen Gesprächen. In: *Sigmund Freud-Gesellschaft 1/99 S. 11-23.*
- (2000): Die Anatomie der Vorbereitung für das Symposium „Das Ende der Sprachlosigkeit?“ In: *Opher-Cohn, Liliane/ Pfäfflin, Josef/ Sonntag, Bernd/ Klose, Bernd/ Pogany-Wnendt, Peter (Hg.): Das Ende der Sprachlosigkeit. Gießen.*
- VOLKAN V. D. / MONTVILLE, J.V./ JULIUS, D.A. (Hg.), 1990: *The Psychodynamics of International Relationships, Vol. I: Concepts and Theories, Lexington.*
- VOLMERG, Birgit/ VOLMERG, Ute/ LEITHÄUSER, Thomas, 1983: *Kriegsängste und Sicherheitsbedürfnis. Frankfurt/M.*
- WILSON, John, 1980: Dissoziation. In: *Arnold, Wilhelm/Eysenck, Hans-Jürgen/Meili, Richard (Hg.): Lexikon der Psychologie. Basel.*
- ZADOR, Noka, 1996: Thoughts on Redemption as a Secular Concept in the Treatment of Perpetrators. In: *Berens, Cornelia (Hg.): Coming Home from Trauma: The Next Generation, Muteness and the Search for a Voice. Hamburg.*

Berghof Reports: Eine Übersicht*

Berghof Report	Titel	AutorIn	veröffentlicht
1	Friedliche Einmischung. Strukturen, Prozesse und Strategien zur konstruktiven Bearbeitung ethnopolitischer Konflikte	NORBERT ROPERS	Oktober 1995
1	<i>Peaceful Intervention. Structures, Processes, and Strategies for the Constructive Regulation of Ethnopolitical Conflicts</i>	NORBERT ROPERS	Oktober 1995
2	Interkulturelle Mediation – eine schwierige Vermittlung. Eine empirisch-analytische Annäherung zur Bedeutung von kulturellen Unterschieden	FRANK LIEBE (UNTER MITARBEIT VON NADJA GILBERT)	Mai 1996
2	<i>Intercultural Mediation: A Difficult Brokerage. An Empirical-Analytical Attempt to Assess the Impact of Cultural Differences</i>	FRANK LIEBE (WITH THE ASSISTANCE OF NADJA GILBERT)	Mai 1996
3	Konstruktive Haltungen und Verhaltensweisen in institutionellen Konflikten. Erfahrungen, Begriffe, Fähigkeiten	EVA MARINGER / REINER STEINWEG	Juni 1997
4	Krisenprävention und zivile Konfliktbearbeitung durch die EU. Konzepte, Kapazitäten und Kohärenzprobleme	TOBIAS DEBIEL / MARTINA FISCHER	August 2000
4	<i>Crisis Prevention and Conflict Management by the European Union. Concepts, Capacities and Problems of Coherence</i>	TOBIAS DEBIEL / MARTINA FISCHER	September 2000
5	Friedensförderung in Bosnien-Herzegovina. Ansätze der Jugend-, Bildungs- und Kulturarbeit	MARTINA FISCHER / JULIE TUMLER	September 2000
6	Die soziale Eingliederung von Kindersoldaten. Konzepte und Erfahrungen aus Mosambik	PETER STEUDTNER	März 2001

* Publikationen des Berghof Forschungszentrums sind auch über dessen Homepage unter www.berghof-center.org zugänglich.

Berghof Report	Titel	AutorIn	veröffentlicht
7	Macht und Differenz. Ein erweitertes Modell der Konfliktpotentiale in interkulturellen Auseinandersetzungen	ANJA WEIß	März 2001
8	<i>Local Peace Constituencies in Cyprus. Citizens' Rapproachment by the bi-communal Conflict Resolution Trainer Group</i>	OLIVER WOLLEH	März 2001
9	Kollektive Traumata. Annahmen, Argumente, Konzepte. Eine Bestandsaufnahme nach dem 11.September.	ANGELA KÜHNER	Dezember 2002

Berghof Arbeitspapiere: Eine Übersicht*

Arbeitspapier	Titel	AutorIn	veröffentlicht
1	Ergebnisbericht: Interkulturelle Konfliktbearbeitung. Einführungsseminar in neue Konzepte der innergesellschaftlichen und internationalen Mediation und präventiven Diplomatie. 30.November – 2. Dezember 1994	NORBERT ROPERS	Juli 1996 vergriffen
2	<i>Golitsino Workshop for Peace Builders.</i> 25. – 29. September 1995	ANJA WEIß / ALEKSEJ NAZARENKO	August 1996
3	<i>Warsaw Workshop for Peace Builders.</i> 28. Januar – 2.Februar 1996	ANJA WEIß / ALEKSEJ NAZARENKO	September 1996
4	<i>The Hungarian Concept of Autonomy for Romania.</i> <i>The 1993 DAHR Draft-law on National Minorities and Autonomous Communities and Reactions from Other Political Parties in Romania</i>	KINGA PÁLL	September 1996

* Publikationen des Berghof Forschungszentrums sind auch über dessen Homepage unter www.berghof-center.org zugänglich.

Arbeitspapier	Titel	AutorIn	veröffentlicht
5	<i>The International Relations of the DAHR 1989 – 96. The Democratic Alliance of Hungarians in Romania. An Introduction</i>	ANNA-MÁRIA BÍRÓ	August 1996
6	<i>The Protection of National Minorities and Regional Stability</i>	KINGA GÁL	September 1996
7	<i>Strategies and Needs of NGOs Dealing with Ethnopolitical Conflicts in the New Eastern Democracies</i>	ANJA WEIß / ALEKSEJ NAZARENKO	März 1997
8	Eigeninitiativen einheimischer FriedensstifterInnen. Wirkungsmöglichkeiten in den neuen östlichen Demokratien	SONJA BORSKI / HOLGER HESS	September 1998
9	<i>Ethnopolitical Legitimacy and Ethnic Conflict Management. The Case of the Russian Federation in the Early 1990s</i>	AIRAT AKLAEV	Juni 1996
10	<i>Peace Work by Civil Actors in Post-Communist Societies</i>	DIANA FRANCIS / NORBERT ROPERS	September 1997
11	<i>Advanced Networking: A Conceptual Approach to NGO-based Early Response Strategies in Conflict Prevention</i>	ANTON IVANOV	Oktober 1997
12	Peacebuilding Aktivitäten der bikommunalen <i>Conflict Resolution Trainer Group</i> in Zypern	OLIVER WOLLEH	November 1997
13	<i>Natural Law, Agents and Patients, and Minority Rights</i>	GABRIEL ANDREESCU	November 1999
14	<i>Roles and Functions of Third Parties in the Constructive Management of Ethnopolitical Conflicts</i>	NORBERT ROPERS	November 1997
15	<i>The Intercultural Mediation Project: The Bléré Experience: A Study of Conflict Management in an Intercultural Context</i>	JON SEBASTIAN	November 1997
16	Zivile Konfliktbearbeitung deutscher NROs und Einrichtungen – Ein Wegweiser, 1998/99	CORDULA REIMANN	September 1998
17	<i>Southeast European NGOs for the Stability Pact.</i>	MARTINA FISCHER / GIOVANNI SCOTTO	September 2000

Arbeitspapier	Titel	AutorIn	veröffentlicht
18	<i>Conflict Transformation by Training in Nonviolent Action. Activities of the Centre for Nonviolent Action (Sarajevo) in the Balkan Region.</i>	MARTINA FISCHER	Juni 2001
19	<i>Prevention of Ethnic Conflict. Lessons from Romania.</i>	WOJCIECH KOSTECKI	August 2002
20	Handlungsspielräume und Hindernisse für die Beteiligung von Frauen am demokratischen Aufbau in Afghanistan. Ergebnisse und Interviewtexte aus einer journalistischen Recherche vor Ort	ANTJE BAUER	August 2002
21	Zypern: Gesellschaftliches Rapprochement im Spannungsfeld von impliziter Anerkennung und Repression (Griechische/Türkische Version)	OLIVER WOLLEH	Juni 2002

Berghof Reihe: Konflikttransformation

Band	Titel	Autoren	veröffentlicht
1	Konfliktbearbeitung in der Zivil-gesellschaft. Die Workshop-Methode im rumänisch-ungarischen Konflikt.	PETRA HAUMERSEN/ HELMOLT RADEMACHER/ NORBERT ROPERS	2002
2	Die Teilung überwinden. Eine Fallstudie zur Friedensbildung in Zypern.	OLIVER WOLLEH	2002
3	Hilfe die nicht vom Himmel fällt. Gewaltprävention in der Entwicklungsarbeit von NGOs.	EKKEHARD FORBERG/ ULF TERLINDEN	2002
4	Externe Nicht-Regierungsorganisationen im Prozess der Friedensbildung. Das Beispiel Mostar 1998 – 2001. (Arbeitstitel)	GIOVANNI SCOTTO	